

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031



Erntefestlied.

Nun burtig, Pferdchen, hopp, hopp, hopp —
 Die Kasse hebt im Galopp!
 Ihr führt, geschmückt mit Kranz und Reim
 Die lezten schweren Garben heim.
 Bei Sonnenglut und Arbeitsschweiß —
 Wie war die Erntezeit so heiß!
 Es ist mit Mühn und Sorgen
 Der Segen all geborgen:
 Die Erntezeit ist nun vorbei,
 Der Bauersmann ist froh und frei.

Drum, Mägd' und Burschen, halli ho!
 Erhebt die Stimm' und singet froh!
 Zuerst dem Herrn in Simmelspracht
 Ein hohes Danklied dargebracht!
 Wenn seinen Segen wir empfahn,
 Dann ist die Arbeit wohlgethan:
 Er füllt mit Korn die Garben,
 Wehrt Hunger ab und Darben,
 Ihm singen wir in Leid und Lust
 Ein hohes Lied aus frommer Brust.

Nun aber eilt — juchhe, juchhe! —
 Zur Dorfwind' hin auf freier Höh':
 Der frohen Jugend Zwieselfang
 Erschalle dort mit hellem Klang!
 Ihr Mägd', im Saar den Erntekranz,
 Wohllohl! beginnt Spiel und Tanz!
 Ihr Burschen, wollt ihr schweigen?
 So singt und schlingt den Reigen!
 Die Erntezeit ist ja vorbei,
 Der Bauersmann ist froh und frei.

Doch jetzt geschwiegen! Reichet mir
 Den Erntekrug mit braunem Bier —
 Und hört nach altem heil'gen Brauch
 Des Erntesegens Sprüche auch:
 Mit Sonnenschein und Regenguß
 Der liebe Herrgott wolten muß,
 Gebieten der Mutter Erde,
 Daß Segen den Bauern werde!
 Drum danken wir und wollen treu
 Uns ihm geloben heut aufs neu!"

Und weiter — füllt die Becher frisch
 Und deckt zum Ernteschmaus den Tisch!
 Beim zweiten Spruch gedenken wir
 Der lieben, treuren Alten hier:
 Ihr habt mit frischer Jugendkraft
 Vereint für uns gelebt, geschafft,
 Allzeit mit treuem Walten
 Woll'n wir das Gut erhalten,
 In Muth und Blut und Sitten rein
 Stets, Väter, eurer würdig sein!"

Doch guter Dinge sind es drei:
 Ihr Mägd' und Burschen, all herbei
 Euch halt' aus alter guter Zeit
 Ein ernstes Sprächlein ich bereit:
 Wo Arbeit junge Kräfte stählt
 Und Tugend ihr sich treu vermählt,
 Da steht auf festem Grunde
 Das Haus zu jeder Stunde:
 Fromm, fleißig, fröhlich, schlicht und schlecht
 So seid ihr Bauern — gut und echt!"

Und nun geht heim! Im stillen Haus
 Schläft alle Erntemäden aus!
 Bald naht der Winter trüb und kalt,
 Rückt in den Kreis dann, jung und alt,
 Schlingt fest der Lieb' und Treue Band
 Und spricht von Gott und Vaterland,
 Mit klugem Sinn zu mehrern
 Der Väter weise Lehren!
 Also euch Winterruhe schafft
 Für neue Arbeit neue Kraft.

Eustav Koehler.



Pünktlichkeit oder die wandelnde Glocke.

Von Wilhelm Fischer.



Am ersten Gasthofs des schöngelegenen Ortes weilten am zweiten Pfingstabend auch mehrere fremde Gäste. „Herr Wirt, kann ich morgen früh einen Wagen nach Wildenstein haben?“ fragte einer derselben, ein noch junger, hochgewachsener Mann mit bligen Augen.

„Gewiß! Ich selbst halte zwar kein Gefährt mehr, aber wir haben mehrere Hauderer am Orte. Einer sitzt gerade drüben beim Bier.“

„Rufen Sie ihn her!“
Wenn sich's um Geldverdiener handelt, sind die meisten Menschen bei der Hand. Einen Augenblick drauf stand der Gewünschte vor dem Reisenden, freilich nicht stramm wie ein Soldat, obgleich er gebietend hatte, sondern in lässiger Haltung, die Mütze auf dem Kopf, die brennende Cigarre in der Hand, denn er war ein echter Kleinstädter Bürger und hielt selbstbewußt an allen Vorrechten dieser gewichtigen Persönlichkeiten fest.

„Was verlangt Ihr für einen Wagen nach Wildenstein und zurück? Abfahrt punkt sechs morgen früh, Wiederankunft hier jedenfalls vor eins!“ fragte der Fremde, ihn etwas verwundert musternd.

Der Würdige antwortete nicht vorschnell, in der wohlbegründeten Befürchtung, entweder zu wenig zu fordern und dadurch das unverzeihliche Unrecht einer Selbstschädigung zu begehen, oder zuviel, selbst für den Beutel eines fremden Vergnügungsreisenden, und dadurch den ganzen Verdienst einzubüßen. Ein telegraphischer Wink des Wirts und ein ungeduldiges: „Nun, habt Ihr denn keine feste Lage?“ vorsetzten des Fremden lösten endlich seine Zunge.

„Es geht bergan — zwei Thaler —“

„Für einen Zweispänner?“

„Nein, einspännig. Der Weg ist ja gut.“

„Nun gut.“

„Und dann natürlich ein Trinkgeld.“

„Das hängt davon ab — übrigens paßt mir nicht so ins Gesicht! Und die Mütze könntet Ihr auch abnehmen.“

Der Bürger gehorchte zu seiner eigenen stillen Bewunderung und etwas freundlicher fuhr die kräftige Stimme fort: „Seid nur pünktlich mit dem Glockenschlage sechs hier, dann sollt Ihr, wenn ich sonst zu-

frieden sein kann, auch zufrieden sein. Kommt Ihr fünf Minuten zu spät, so fällt das Trinkgeld fort, kommt Ihr noch fünf Minuten später, so sehe ich überhaupt nicht. Verstanden?“

Der Kutscher brummte Ja und wandte sich zu gehen. „Halt!“ rief der Fremde, „wir wollen erst unsere Uhren vergleichen und stellen.“ Erst nachdem dies geschehen war, entließ er den Mann und ging zum andern Tische, wo inzwischen sein Abendessen angetragen worden war.

Durch eine leichte Verneigung grüßte er einen sitzenden wohlbeleibten ältern Herrn, der das Feine bereits beschlossen hatte und jetzt bestimmend auftrat. „Es hat mir Spaß gemacht, wie Sie mit dem ehrenwerten Eingeborenen umsprangen. So was nicht hoffentlich können Sie um halb sieben abfahren.“

„Entweder einige Minuten nach sechs, oder gar nicht.“

„Wollten Sie sich wirklich durch die Lotterei eines Schlafmütze Ihren ganzen Plan stören, Ihr ganzes Vergnügen vereiteln lassen?“

„Ich will die allgemeine Lotterei, an der so viele unserer edlen germanischen Brüder krankt, wenigstens an meinem geringen Teile nicht bestärken. Unmöglich wäre das Opfer in diesem Falle nicht groß. Ich würde auf Wildenstein verzichten und mich mit den großartigen Ruinen der Waldburg begnügen, die kaum ein Stündchen entfernt und also leicht zu Fuß zu erreichen ist. Zu Mittag bin ich jedenfalls wieder hier, da ich um drei Uhr nach Süden weiter fahren muß.“

„Darf ich Sie um eine Gefälligkeit bitten?“ sagte der alte Herr. „Aber erlauben Sie mir erst, mich vorzustellen: Bürgermeister Buchendorf von Dellingshausen.“

„Angenehm! Dr. Krafft!“

„Mediziner?“

„Ja wohl — und was kann ich für Sie thun, Herr Bürgermeister?“

„Mich mitfahren lassen. Ich hab' freilich kein Gewicht, nehm' aber sonst kein Gepäc mit. Ich nach Wildenstein möcht' ich auch gern sehen.“

„Mit Vergnügen, wenn Sie sich meinen Bedingungen fügen. Warten kann ich auch auf Sie nicht.“

Sie sollen's nicht nötig haben, verehrter Herr. Ich leide selbst das liebe lange Jahr hindurch so viel durch Unpünktlichkeit, daß es mir die angenehmste Abwechslung ist, einmal mit einem Manne zusammenzutreffen, der den Wert der Zeit zu schätzen weiß.“

Der Zeit und der guten Stimmung, die uns gerade zu Anfang irgend eines Unternehmens besetzen soll. Und sie verliert jedenfalls durch erzwungenes Warten. Sie ist ein Gericht, das heiß genossen werden muß.“

„Bravo! Und da das für Ihren Braten auch am besten ist, so will ich Sie nicht weiter quälen, bis Sie fertig sind.“

Aber kaum hatte der Doktor Messer und Gehülfniedergelegt, als der Bürgermeister fortfuhr: „Dort ein alter Mann sich nun eine neugierige Frage erlauben? Sind Sie immer ein solcher Freund der Weisheit?“

„Nein. Nach dem frühen Tode meiner Eltern hab' ich ein ähnliches Schicksal gehabt, wie weiland Kaiser Heinrich IV., ich bin von zwei ganz verschiedenen Vermählungen erzogen worden. Der eine, Professor Sauerleben, war ein sehr gelehrter, allzugütiger Mann. Er studierte meist bis tief in die Nacht hinein und sprach manchmal erstaunlich früh, gewöhnlich aber sehr spät auf. Die Stunde des Mittagmahls ward noch ziemlich regelmäßig innegehalten, dafür sorgte sein er-

offene Haushälterin; sonst aßen und tranken wir, n wir gerade Lust hatten. Jahrelang arbeitete er einem Werke über seine Reisen in Kleinasien; drei abtaste Buchhändler stritten sich um den Verlag; n guter Oheim schwankte, endlich entschied er sich, damit war auch seine Kraft zunächst erschöpft; allen Drängens konnte er sich nicht entschließen, letzte Hand an die Arbeit zu legen. Verstimmt h der Verleger endlich die Unterhandlungen ab zur nächsten Ostermesse erschien bei ihm das Werk s jüngern Docenten und machte meines Oheims eit überflüssig. Zwar ließ er sie jetzt eifertig auf ne Kosten drucken, aber der andere hatte den Rahm der Milch geschöpft. Die bedeutenden Auslagen stien den guten Professor, der in seinen besten Zeiten t an Geldüberschuß litt, als er unerwartet einen zenden Ruf nach Dorpat erhielt. Da leuchteten e matten Augen noch einmal jugendlich, die einge- enen Wangen glühten, ich selbst drängte mit Knaben- estüm: „Greis zu!“ — „Kind, das will reichlich er- zen werden; man reißt sich nicht so leicht los aus einem den, in dem man mit tausend Fasern Wurzel ge- agen hat. Verlockend ist's freilich — und in einigen ren Staatsrat!“ Und er sann und überlegte und erte und schrieb seine Zusage richtig einen vollen g zu spät! Darüber mußte er von wahren und chen Freunden mancherlei hören, und wollte in em Arger zeigen, daß er auch rasch zu handeln febe: er kaufte eine antike Vase für das Museum, en Mitdirektor er war, um hohen Preis an — „eh' Engländer sie uns wegschnappen!“ sagte er trium- erend. Ach, das dumme Ding stellte sich als nach- acht heraus und der Kummer darüber war der igel zu seinem Sarge. Mit der edlen Selbstver- gnung des echten Gelehrten gab er seinen Irrtum, sobald er ihn erkannt hatte, und erbot sich, den haben selbst zu tragen. Davon wollte der gütige ist nichts hören, geruhte freilich im engern Kreise t Scherz zu machen: „Wovon will der Professor olen? Er müßte es abtügen!“ Und auch das hätte in armer Oheim nicht gelohnt; er legte sich hin und rb bald, kaum soviel hinterlassend, daß die kleinen ulden bezahlt und er begraben werden konnte.

„Ich hab' ihm aufrichtige Thränen nachgeweint, denn war ein lieber und freundlicher Mann. Aber was, damals etwa dreizehn Jahr alt, an Pünktlichkeit n ihm gelernt habe, werden Sie selbst ermessen können.

„Zum Begräbniß war mein anderer Vormund, der ufmann Hardy, herübergekommen, der mich jetzt t sich in seine Stadt nahm. Obgleich wir erst hmittags anlangten, fand er noch Zeit, die nötigen chritte zu thun, daß ich schon am nächsten Morgen s Gymnasium besuchen konnte.

„Beim Schlafengehen sagte er wie beiläufig: „Wir üßtücken um sieben.“ Ich war nach meiner Mei- ung recht pünktlich unten, nämlich gegen halb acht, er gerade ward der Tisch abgeräumt. „Hast keinen unger? Oder denkst: Ein voller Bauch studiert nicht rn?“ fragte Herr Hardy lächelnd. „Um eins essen tr zu Mittag.“

„So mußte ich mit leerem Magen zur Schule traben id war sehr grimmig, um nicht der Behmut und erzogtheit zu unterliegen. Ich schalt in meinem erzen den faltlächelnden Vormund geizig und grausam nd mein' auch heutigtags noch, er hätte etwas eniger hart mich auf den rechten Weg leiten können. ber eins muß ich ihm zugeben: sein Mittel half. um Mittagessen fand ich mich — wie alle andern

Tischgenossen — mit dem Glockenschlage ein. Noch zwei oder dreimal lief ich in ähnlicher Weise scharf an, dann war ich vollständig in die strenge Hausordnung eingelebt.

„Und merkwürdig! nach den ersten vierzehn Tagen that sie mir wohl. Ich ging mit Lust zur Schule, war ich doch immer vorbereitet und hatte meine Ar- beiten zur Zeit fertig. Ich freute mich jeder Mahlzeit — hatte ich doch zwischenburch meine gesunde Eglust nicht gebrochen — ich freute mich abends auf das gute Bett, war ich doch früh aufgestanden zu einem arbeits- vollen Tag. Kleider und Bücher konnt' ich im Dun- keln finden und dachte wehmütig lächelnd an manch verlorne Viertelstunde zurück, die der gute Professor und ich mit oft vergeblichem Suchen hingebracht hatten. Die durch den scharfen Gegensatz doppelt erfreuliche Muße genos ich voll und ganz. Kam gar an einem schönen Sonntagnachmittag mein Vormund, nachdem er sich durch ein nur an solchen Tagen gestattetes kurzes Schläfchen gestärkt, in die Kinderstube und rief: „Munter, es geht hinaus!“ so war von keinem wirren Hin- und Herrennen die Rede, von keinem ärgerlichen Warten auf Spätlinge, von keinem Verpassen des Zuges oder Dampfbootes: in zwei Minuten rüdtten wir aus und sehr selten ward etwas vergessen. Ich glaube, er hätte uns mitten in der Nacht wecken dürfen und uns in einer Viertelstunde zu einer vierwöchent- lichen Reise fertig gefunden. Auch Frau und Töchter machten keine Ausnahme: er ist nie einer Dame wegen zu spät in ein Konzert gekommen.

„Im Geschäft herrschte natürlich dieselbe eiserne Ord- nung. Mit dem Glockenschlage war das Personal auf seinem Posten, ebenso pünktlich wurde geschlossen. Um dieselbe Stunde ging der jüngste Lehrling täglich viermal zur Post, um dieselbe Stunde wurden Mont- tags die Arbeiter abgelohnt. Über meines Vormunds sonstigen Geschäftsbetrieb kann ich als Laie nur nach dem Erfolg urteilen. Die vornehmsten Kaufmanns- söhne drängten sich herzu, bei ihm Lehrling zu werden. Einige Jahre unter Hardy zu seiner Zufriedenheit ge- arbeitet zu haben, war eine Empfehlung, die weithin galt. Mit geringen Mitteln beginnend, hatte er es schon damals zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht; er hat sieben Kinder vortrefflich erzogen, die Söhne wohl versorgt, die Töchter reich ausgestattet, und wenn er einmal die scharfen Augen zumacht, so möcht' ich wohl mit teilen dürfen. Aber auch meine paar Thaler hat er so verwaltet, daß sie für mich hinreichten.

„Seiner strengen Zucht verdanke ich, daß ich auf der Universität nicht verbummeln konnte. Wie einem rein- lichen Menschen jede Beschmutzung seiner Kleider und gar seines Leibes ekelhaft ist, so widert mich jede Bummellei, jede Zeitvertrödelung, jede Unpünktlichkeit an. Und wie ein Sparsamer gewöhnlich Geld übrig hat, so hat mir's fast nie an Zeit zu irgend einer Lieb- lingsbeschäftigung gefehlt. Jetzt, nach bestandnem Examen darf ich mir erst recht eine Erholung gönnen und kein Narr soll sie mir durch seine Säumnigkeit verderben. — Doch ich werde rebselig — der gute Wein muß es thun — ich weiß kaum, wie ich dazu komme, Ihnen einen wahren Vortrag zu halten, der Sie noch dazu vielleicht langweilt.“

„Keineswegs. Und lassen Sie sich Ihr Vertrauen einem ältern Manne gegenüber nicht gereuen; es ist wohl angebracht. Kömmt' ich Ihnen nur Ähnliches berichten von mir selbst und gar von meiner Um- gebung! Auch ich war in meinen jungen Jahren keine Schlafmütze und rechne mich, wenn auch etwas fett

geworden, noch nicht zu den Schlimmsten, aber man erlahmt im ewigen, hoffnungslosen Widerstreit. Könnst ich nur einen Funken Ihres Feuers meinem würdigen Gemeinderate, den ehrlichen Bürgern einflößen — es ist oft rein zum Verzweifeln in unserm Krähwinkel!"

Die beiden Herren, welche augenscheinlich Gefallen aneinander fanden, unterhielten sich noch eine geraume Zeit, schwangen sich, als ihr Schoppen leer war, noch zu einer gemeinsamen feinem Flasche auf und gelangten erst um halb zwölf zu Bette.

Dennoch waren sie am andern Morgen zeitig munter, der Doktor aus Grundsatz und Gewöhnung, der Bürgermeister aus Ehrgeiz, er wollte sich von dem jüngern Manne nicht beschämen lassen. Der Wirt oder vielmehr die Köchin stand auch nicht zurück; ein viertel vor sechs war das Frühstück bereit, das beide Gäste sich gut schmecken ließen. Mit dem Glockenschlage erhoben sie sich und schauten nach dem Wagen aus. Vergeblich. Der Morgen war übrigens entzückend schön. Aber nachdem sie ihre weisen Bemerkungen darüber ausgetauscht hatten, stockte das Gespräch, das doch abends vorher so munter geflossen war. Wer kann sich angenehm unterhalten, wenn er mit steigendem Ärger wartet? Jeden Augenblick zog der Doktor seine Uhr. „Fünf Minuten!“ brummte er.

„So wäre das Trinkgeld verwirrt,“ sagte achselzuckend der Bürgermeister.

„Ich wollt, ich wär' mit dem Kerl allein und hätte seine Peitsche in der Hand!“

„Vielleicht läßt er uns absichtlich warten. Wenigstens kenn' ich edle Bürger in unserm Städtchen, die dazu in'stande wären und sich nachher noch rühmten.“

„Wenn ich das wüßte! — Doch wir wollen uns nicht ebenfalls zur Unpünktlichkeit hinreißen lassen — Geduld, obgleich mir der Boden unter den Füßen brennt!“

Wieder eine grimme Pause — endlich zogen beide gleichzeitig ihre Uhren und der Doktor rief: „Zehn Minuten! Wir gehen!“

Im Nu waren sie draußen. „Diese Straße ist für das kleine Nest ziemlich breit,“ fuhr er fort, um den Ärger vollends zu vergessen.

„Aber fast so schlecht gefehrt wie die zu Dellingen, das ist ein Trost. — Rechts oder links? Sie wissen ja den Weg.“

„Immer gradaus!“

Als sie an der nächsten Quergasse anlangten, rollte gerade der Wagen daraus hervor. „Aha, da sind Sie schon!“ rief der Kutscher.

„Schon?“ entgegnete der Doktor, ihm die Uhr haltend, „zwölf Minuten nach sechs! Spannt nur wieder aus, wir fahren nicht!“

„Aber es hat wirklich erst eben geschlagen und ich bring's wieder ein — das Pferd läuft gut —“

„Ich bin kein Schinder. Guten Morgen!“

„Sollen wir nicht Gnade für Recht ergehen lassen?“ flücherte der Bürgermeister, den die schwellenden Volster des offenen Wagens annüteten. „s wird heiß.“

Der Doktor schüttelte sein männliches Haupt.

„Ich darf nicht, verehrter Herr. Ich gebe!“

„Dann los dafür!“ rief Buchendorf entschlossen. „Meinen Sie, ich wollte auf Ihre Gesellschaft verzichten?“

So schritten sie rüstig weiter, aber der verblüffte Kutscher blieb ihnen mit dem Wagen dicht zur Seite und bat und schmeichelte, ohne eine Antwort zu erhalten.

„Aber das ist keine Art!“ rief er endlich zornig.

„Ich hab die Müß' und Umstände gehabt — ich hab einen andern Herrn fahren können, der nicht ein solches bringen! Das ist keine Art!“

„Herr Bürgermeister,“ sprach Dr. Kraft sehr vornehmlich, „geben Sie gefälligst acht, was dieser Mann sagt, damit ich einen Zeugen habe. Bei der gewöhnlichen Beleidigung stell' ich ihn vor Gericht!“

Da riß der edle Rosselenker mit einem lästlichen Fluche sein armes Tier herum und fuhr im dumpfen den Trabe wieder in seine Gasse hinein.

„So,“ sprach der Doktor siegestroh, „wir haben den Tag mit einem guten Werke begonnen, möge es bald werden!“

Und schön war schon die Wanderung auf der Dorfstraße, taufrische Felder und Wiesen rechts und links. Glorreich strahlte die Morgensonne vom fast wolkenlosen Himmel herab. Aber als sie gar am letzten kleinen Häuschen in ein Seitenthal einbogen und ein schmalen Pfade so mitten durch die Frühlingsschönheit wandelten, die Perchen tirlirierten, an Gräsern und Halmen es wie lauter Diamanten funkelte, die Stauden dufteten, das Vögelchen murmelte — da war's unbeschreiblich schön. Jetzt ging's in den Wald, dort, wo sie wanderten langsamer. Und dabei fand der Bürgermeister Atem, mit einer unglaublichen Stimme ein Studentensied anzuhören. Der Doktor stimmte an und half ihm über schwierige Stellen mit bewunderter Kraft wohlwollend hinweg.

Als sie aus Mangel an Text verstummten, ließ Buchendorf, den Gut abnehmend und die glühende Stirne trocknend: „Wird Ihnen das Reiterleben auch nicht zu schwer, Verehrtester?“

„Sollen wir vielleicht schon beginnen, es zu erlernen?“ fragte der Doktor listig.

„Gewahre! Ich meine nur.“

„Es ist nicht mehr als billig, daß ich, Verehrtester,“ wie ein zu leichter Jockey, wenn Sie mit mir um die Wette rennen, zur Ausgleichung!“

„Sie haben recht, leider! Ich schleppe immer noch mehr als Sie. Aber warten Sie einmal, bis Sie in meinen Jahren kommen!“

Und wieder ging's weiter in die grüne Waldung hinein.

Aber nicht lange mehr. Der Pfad, immer schärfer und undeutlicher geworden, hörte endlich völlig auf. „Was nun?“ rief der Bürgermeister. „Wir wollen doch nicht wie verrückt in der Irre herumlaufen.“

„Nein, obgleich's sonderbar ist, daß man auch bei der angenehmsten Wanderung jeden Umweg sehen. Nehmen wir einstweilen auf diesem gefällten Terrain Platz, um zu überlegen.“

Kaum saßen sie, da raschelte es in den Büschen und hervor brach, seiner Richtung vollkommen sicher, ein schlankes Bübchen von etwa zwölf Jahren, ärmlich gekleidet, barhaupt, mit bräunlichen Wangen und klugen Augen, wie weiland der jüngste Sohn Jans, der Flasche in der Linken.

„Heda, Kerlchen, wo liegt die Waldburg?“ rief der Doktor.

„Dort hinaus — aber Sie finden's schwer — ich will Sie führen, wenn Sie etwas warten.“

„Warum nicht gleich?“

„Muß der Wutter Medizin vom Dörfler bringen.“

„Wie lang dauert's?“

Der Junge überlegte. „Bin geht's nicht schnell, von wegen der Flasche, — aber zurück kann ich springen — vierzehn Minuten.“

Zagen wir rund eine Viertelstunde. Bist du dann er hier und führst uns, so bekommst du von mir Groschen —

er Bub wandte sich schon zum Gehen. „Bon mir auch!“ sprach Buchendorf. „Kommst du zwei Minuten später,“ schrieb der Doktor, „triffst du uns nicht mehr und kriegst nichts!“ „Ob der wohl pünktlicher ist?“ meinte der Bürger-

ter. „Ich glaube, ja. Er besann sich, eh' er sprach. er nannte eine bestimmte Zahl von Minuten. gefällt mir überhaupt. Haben Sie auf seinen verbau, seine Gliedmaßen acht gehabt? Ein prächtiges Stück Menschenfleisch, einer bessern Verpackung

Da spricht Arzt und Kaufsmündel in einer Perlauchte der Bürgermeister. er es ist wahr, der Bub hat auch mir.“ und er täuschte ihre gute mung nicht. Knapp vor auf der Krift traf er atemwieder ein, hing sich, ohne Wort zu verlieren, die etaische um, welche der tor neben sich hingelagt e, und führte die Herren dem kürzesten Wege zur ne.

Die lobnte den Besuch, n auch die Aussicht beint war, aufs grüne ldermeer hinab. Aber wie ich mundete das Frühin dieser reinen Luft, Fuß des gewaltigen Tur, auf dem kurzen trockenen en des Burghofs! Denn ward die Tasche ausgeg, auch Heinz erhielt ein gles Butterbrot, in das sofort mit seinen weißen einbiß; er durste sogar al an dem Silberbecher en, den der Doktor ans dicken Flasche mit dunkel- m Wein gefüllt hatte. m aber ließ er die Der- allein, um in der Nähe je Erdbeeren zu suchen.

„Sind Sie mich brauchen, so pfeifen Sie nur,“ sagte er. Sie erleichterten die Tasche gründlich, sie leerten die sche bis auf den letzten Tropfen. Und vom Weine erregt, von Licht und Lust und Duft beranfaßt, dachte junge Arzt lebhaft an einen ähnlichen, nur noch nern Tag im Thüringer Walde zurück und beichtete, er dort einst auf einer Ferienreise eine blühende rar spielender Mädchen belauscht und der Schönsten n kleinen Dienst hatte leisten können. Sie hatte u Weggehen ihr weißes Tüchlein vergessen, er fand und darunter eine kleine Brieftasche mit einer großen knote, er eilte den Damen nach und überreichte die ihm ängstlich suchend begegnete, ihr Eigentum, bat sich als Finderlohn die Brieftasche aus. „So heit war ich,“ schloß er, „und bewahre das teure denken noch; auch ihren Vornamen weiß ich, Marie; r mehr zu erfahren, meinen Vorteil zu verfolgen,



Er eilte der Dame nach und überreichte ihr, die ihm ängstlich suchend begegnete, ihr Eigentum.

dazu war ich zu dumm, zu täppisch — nein, zu geblend, das ist das rechte Wort. Und als ich mich endlich besann und ins Thal, ins Dorf zurückkehrte, da war die ganze Pension mit ihrer würdigen Vorsteherin schon wieder weitergereist — ich hab' Marie nie wieder gesehen. Nun, am End' ist's gut so.“

„Warum?“ „Sie schien reich und vornehm zu sein und deshalb wohl unerreichbar für einen jungen Doktor ohne Geld, ohne Praxis, ohne Stellung.“

„Der sie sonst ohne Bedenken nach so kurzer Bekanntschaft nehmen würde?“

„Unbedingt. Was den Leib anbetrifft, dafür haben wir Mediziner den rechten Blick und sehen sofort mehr als ihr andern. Ihre Seele aber sprach aus ihren Augen, ihrer Stimme, jeder Bewegung. — Doch wozu fragen Sie?“

„Um Ihnen Rat zu machen, Mann, Rat in dieser Angelegenheit, ich mein' das Freie, sonst bedürfen Sie's nicht. Hätt' ich selbst noch eine Tochter zu vergeben, Sie wären mir als Schwiegerohn eben recht — freilich, vornehm bin ich nicht, und reich, so so lala!“

Der Doktor verbeugte sich lächelnd und rief, da in diesem Augenblick Heinz aus dem Gesträuch auftauchte: „Schon Zeit?“

„Zeit die Hülle und Fülle, aber wenn Sie's hier leid und nicht zu müde sind, so führ' ich Sie noch zu einem schönen Wasserfall, den nicht jeder kennt.“

„Können wir um eins im Wirtshaus sein?“

„Ganz gemächlich — verlassen Sie sich auf mich.“

„Wie weit ist's zu dem Wasserfall?“ fragte der Bürgermeister bedenklich.

„Eine gute halbe Stunde Umweg im ganzen.“

„Dann los dafür!“ rief der wohlbeliebte Herr entschlossen und sie machten sich auf den Weg.

Es gereute sie nicht. Zwischen schroffen Klippen, auf denen sich schlante Elettannen fernzengerade erhoben, stürzte eine beträchtliche Wassermasse in zwei Abzügen eine bedeutende Höhe herunter. „Wie Glas und Schnee!“ meinte der Bürgermeister, auf Guf und Schaum deutend. Sehr befriedigt, und entzückt von ihrem zuverlässigen und klugen Führer, traten sie den Heimweg an.

Als sie die Landstraße wieder an dem nämlichen Punkte erreichten, wo sie dieselbe verlassen hatten, sagte Heinz bescheiden: „Hier wohnen wir.“

„Und du hast deinen Lohn wohlverdient,“ sprach, den Wink verstehend, der Doktor. „Hier, lieber Junge! Bleib so pünktlich! Aber da wir einmal hier sind und noch ein wenig Zeit übrig haben, so wollen wir einmal nach deiner Mutter sehen.“

Die Hütte war eng, das Stübchen ärmlich, aber sauber, und die Augen der bleichen Witwe, die auf

dem Bette lag, leuchteten auf, als ihr Sohn mit den Herren eintrat und ihr ein Sträußchen reifer Erdbeeren aufs Tischchen legte.

„Ihr habt einen braven Jungen, liebe Frau,“ sprach Dr. Krafft freundlich.

„Gott sei Dank! Er ist auch mein Ein und Alles.“
„Wo fehlt's eigentlich? Ich bin Arzt.“

Er hörte ihre Klagen an, fühlte ihr den Puls, richtete einige Fragen an sie, roch an die Flasche, die der Förster verordnet hatte, und sagte dann: „Das Zeug laßt aus dem Leibe! Ich verschreib' Euch nichts. Eßt kräftig, Fleisch, Bouillon, Eier, und trinkt ein Gläschen guten roten Wein dazu und in ein paar Tagen seid Ihr wieder auf den Beinen!“

Ein Achselzucken und ein wehmüthiger Blick war die verständliche Antwort.

„Nun, nun, ich hab' heute Fahrgeld gespart und, von Eurem Heinz geführt, viel Vergnügen gehabt,“ — dabei legte er einen harten Thaler auf den Tisch. Sofort folgte der Bürgermeister dem guten Beispiel. Und dann empfahlen sich beide schleunigst.

„Doktor,“ begann der Bürgermeister, als sie langsam dem Städtchen zuschwenderten, „ich muß Ihnen ein kleines Unrecht abbitten. Ich hab' Sie heut morgen für ein bißchen — ein klein bißchen hart und geizig gehalten, oder genau.“

„Das war so unrecht nicht,“ lachte Dr. Krafft. „Den Tropf, den Kutscher, hatt' ich mit Vergnügen geprügelt. Und auf meine paar Groschen muß ich scharf leben, soviel Güter dafür kaufen, als nur möglich ist. Aber wenn mir ein solches Meisterstück der Mutter Natur entgegentritt wie dieser Heinz — wir haben heut schon viel Schönes gesehen, doch das Schönste unter der Sonne ist wahrhaftig ein an Leib und Seele wohlgeordnetes Menschenkind! Schade — — doch er wird seinen Weg schon machen.“

„Ich hoff' es!“ sagte Buchendorf.

„Ich weiß es!“ sprach mit Entschiedenheit Dr. Krafft.

Eine Strecke gingen sie schweigend weiter, langsam, denn die Sonne brannte jetzt recht heiß. Und in Buchendorfs mächtigem Haupt schien sie einen Gedanken zu reifen. „Doktor,“ begann er wieder, „ich weiß nicht, wie's kommt, aber es ist mir, als hätten wir schon jahrelang miteinander gelebt. Und an mir soll's nicht liegen, wenn wir nicht jahrelang zusammen leben —“

„Wie das?“

„Kommen Sie zu uns nach Bellingen! Der alte Pbyssikus ist vor acht Tagen begraben worden und Sie würden mir der liebste Nachfolger sein.“

Rasch setzte er die Verhältnisse näher auseinander und gab auf einige Fragen so befriedigende Antworten, daß der Doktor sagte: „Ich will's mir ernstlich überlegen.“

„Sie werden wahrscheinlich, gleich dem Verstorbenen, auch Knappschartsarzt, dann ist Ihnen von vornherein ein unverächtliches Firmum sicher.“

„Ich bin entschlossen!“ rief Dr. Krafft. „Wer hat die Stelle zu vergeben?“

„Die Direktion in S. Ich kenne mehrere der Herren und werde für Sie wirken, bis Sie von Ihrer Reise zurückkommen.“

„Von meiner Reise? Die hat jetzt ein End'. Noch heut fahr' ich nach Bellingen und morgen nach S.“

„Hurra! Dann reisen wir zusammen!“ rief der Bürgermeister fröhlich. „Abgemacht! Geben Sie mir Ihre Hand! Es muß gelingen! Und dann, nicht wahr, dann helfen Sie mir, unsere ehrsamen Krähwinkler etwas in Trab bringen, ihnen begreiflich machen,

wozu Uhren in der Welt sind?! Zwei vereint kann oft viel mehr als das Doppelte von dem, was einzeln vermag. — Da schlägt's eins und wir sind vor dem Gasthose — es lebe die Pünktlichkeit!“

Der Doktor nickte lächelnd zu dem jugendlichen Gesicht seines neuen Freundes und das Wortes mundete beiden vorzüglich.

Der Plan der beiden Reisegefährten und deren war dank ihrem raschen Handeln in Erfüllung gegangen. Dr. Krafft hatte sich in Bellingen niederlassen und die Stelle als Knappschartsarzt erhalten. Er fand die Verhältnisse im Guten und Bösen der Stellung des verständigen Bürgermeisters entsprechend. Zu thun hatte er, auch außerhalb der Bergmannsarbeit für einen Anfänger genug. Mit dem zweiten der Spezialist in Augenkrankheiten war und auf übrige Praxis nicht übermäßig Gewicht legte, stand bald auf freundschaftlichem Fuß. Der gefellige Verkehr genügte ihm als Erholung; einige Mitglieder kleinen Kasinos versprachen sogar, aus bloßen Bekanntheit allmählich Freunde zu werden. Aber auch Beziehung auf den Hauptfehler der Eingeborenen, Schläftheit und Unpünktlichkeit, hatte der würdige Mann des Städtchens nicht übertrieben. Entschlossen nahm der Doktor den Kampf mit dieser Erbfinde auf, nächst soweit er selbst unter ihr zu leiden hatte.

In seiner nächsten Umgebung ward ihm der Kampf nicht allzuschwer. Er hatte eine eigene Art, zu fehlen und sich verständlich zu machen, die ihm im Eindruck ermangelte. Seiner Hauswirthin lag es und wiederholte es zum Überflus in ihrer Gegenwart der Magd: „Dann und dann will ich frühstücken, heute abends den Thee haben, dann sollen meine Zimmer aufgeräumt sein u. s. w.“ und schäufte diese Vorlesung bei der geringsten Ubertretung durch Blick und Ton so ernstlich wieder ein, daß bald alles wie am Schnitzgang. „Ein aparter Herr,“ sagte das Dienstmädchen nach einer längeren Schilderung am Pflanzengang, „er brummt doch nur, wenn er Urtisch hat. — Hier, da schlägt's! tapfer, tapfer! daß er seine frühe Früh Wasser trinkt!“ Und leichtfüßig faufte sie davon.

„Ich hab' einen neuen Anzug nötig,“ sagte der Doktor eines Tags auf dem Spaziergang zum Bürgermeister, „kann man den hier bauen lassen?“ — „Gewiß, dann bleibt das Geld im Lande,“ versetzte der alte Mann. „Wohl seiner Unterthanen bedachte Herrscher, ich las Ihnen meinen Schneider empfehlen und wenn Sie ein das Tuch bei ihm nehmen, so ist er doppelt geschmeichelt und liefert vielleicht bloß drei Tage zu spät ab.“

„Ich werd's ihm weisen!“ knurrte der Doktor.

„Wo wohnt er?“

„Ich führ' Sie selbst hin — es ist nur paar Schritte um.“

„Angenehm!“

Ein passender Stoff war bald ausgewählt und Meißner Boek ergriff schon das Maß, da wehrte ihm der Doktor und fragte: „Wann könnte ich den Anzug haben?“

„Sind Sie sehr eilig?“

„Wann kann ich ihn haben?“ (mit lauterer Stimme)

„Nun, vielleicht schon nächste Woche.“

„Nichts von vielleicht! Nehmen Sie Ihre Zeit! Erst vierzehn Tage genug?“

„Übrig genug — ich sage ja, nächste —“

„Dann also vierzehn Tage. Wenn ich ein paar über vierzehn Tage morgens vor zehn Uhr habe und er paßt, so nehm' ich ihn und bezahle noch selbigen Tags. Kommt er nur eine Stunde später, so habe

bis Neujahr auf Ihr Geld warten! Kommt er Tag später, so nehm' ich ihn gar nicht! Hier ein ausgewachsener Zeuge! Verstanden? Einverstanden? Dann messen Sie an!"

Der Schneider stand einen Augenblick wie betäubt da, maß den Sprecher von Kopf bis zu den Füßen einem erstaunten Blick, doch dann maß er ihn lächelnd auf andere Art.

Er bringt's nicht fertig — es wär' das erste Mal einem langen, lügendollen Leben! — brummte der germeister Kopfschüttelnd.

Der genau zwei Wochen später holte ihn der Doktor müglich lächelnd in seinem neuen Anzuge zum ziergange ab und sie gingen zusammen zum Schneibin, der zur Belohnung für seine Pünktlichkeit bezahlt ward. Eine Bille freilich bekam er in Kauf. „Voch," sprach Buchendorf grämlich, „ich jetzt fünfzehn Jahr bei Euch arbeiten und bin nie zur Zeit bedient worden — es ist eine Schande! hier's nur noch ein einzimal und wir sind gedene Leute!"

„Mittag speiste der Doktor mit mehreren andern ageseiten im ersten Gasthose des Städtchens, „um eins, nach Ankunft des Schnellzugs," wie der Wirt versicherte. Die erste Zeit ging's extränglich, so vielen Mitbetheiligten gegenüber um eine Mi- zu feilschen, fiel dem verständigen Arzte nicht Er wartete ohne Murren, wenn der Zug, der ihulich fremde Gäste brachte, sich einmal ein wenig pätere. Aber eines Tags dauerte es doch gar zu lange, auch als die Reisenden endlich eingetroffen waren, rien die Suppe noch nicht.

„Worauf warten wir denn noch?" fragte der Doktor izt.

Der Herr Gerichtschreiber muß sogleich kommen," wortete der Wirt, vergeblich zum Fenster hinaus- end.

Dieser Herr hatte studiert, es aber nur bis zum erendbar gebracht; als ältester Stammgast sah er oberst bei Tisch und war dem Wirt aus guten inden lieb und wert.

„Ich warte nicht länger — lassen Sie anrichten!" der Doktor.

Das geschah, wenn auch mit merkbarer Langsamkeit. Unser Herr Tischpräsident wird's übel vermerken," terte ein bescheidener Buchhalter dem Doktor zu. Der zuckte die Achseln. „Warum debnt er seinen abschoppen so ungebührlich aus! — Kommt das chfleisch bald?"

Sie waren schon am Hauptgange, als endlich der ätling erschien, majestätisch und finster, ein mal- tenter Nobile; der Buchhalter hatte recht prophezeit. Wo bleiben Sie so lange? Sie geben uns mit echtem Beispiel voran, Herr Präsident?" rief der tor gutgelaunt.

„Ich kann nicht so frei über meine Zeit verfügen, vielleicht andere," versetzte der Getränke spitzig. Wir waren so hungrig," sagte der Buchhalter ent- aldigend. „Nun, Sie exerzieren ein wenig nach d haben uns bald eingeholt."

Der Präsident nickte ihm gnädig zu und schob den hoppen Tischwein zurück. „Ein paar Flaschen Not- l und vier Gläser!" Er lud die amwesenden Stamme- te zu dem bessern Tropfen ein, außer dem Doktor, welchem er den Rebellen witterte.

Doch dem verdarb er dadurch die Laune nicht. Im genteil, beim Nachtsch, als die meisten Fremden on aufbrachen, lud der Doktor seinerseits die regel-

mäßigen Tischgenossen zu einer feinen Flasche ein und zwar so höflich und herzlich, daß selbst der Herr Präsi- dent gnädigst einwilligte, zum Teil wohl aus Neu- gierde, um zu hören, was die Worte bedeuten sollten: „Ich hätte den verehrten Herren etwas zu sagen." Und das kam jetzt: freundlich, scherzend und doch wieder ernsthaft entwickelte der Doktor seine glühende Über- zeugung vom Werte der Zeit und Segen der Pünkt- lichkeit und schloß mit dem Vorschlage, eine kleine Strafe für die Säumnigen festzusetzen und das ange- sammelte Geld gelegentlich zu einem guten Zwecke zu verwenden, „zu einem Bwölchen z. B., was noch lange nicht der schlechteste Zweck wäre."

Der Herr Gerichtschreiber, der mehrmals unbe- haglich auf seinem Stuhle hin und her gerückt war und auch sonst Zeichen allerhöchsten Mißfallens gegeben hatte, bemerkte, sobald er zu Worte kam: „Aber Sie sind selbst am letzten Freitag volle zwanzig Minuten nach eins gekommen, Herr Doktor!"

„Von einer Operation, jawohl, und wenn Sie auf dem Gerichte, wenn ein anderer Herr im Geschäfte zurückgehalten wird, so geht er natürlich straffrei aus."

Nach einigem Hin- und Herreden wurde der Vor- schlag zum Beschluß erhoben und eine Gnadenfrist von fünf Minuten gewährt, nach welcher unter allen Um- ständen aufgetragen werden sollte. „Denn wenn wir nicht auf einen von uns warten, so wollen wir's erst recht nicht der Fremden wegen thun," schloß der Doktor unter allgemeinem Beifall.

So war er seinem Ziele wieder um einen Schritt näher gekommen. In des Herrn Tischpräsidenten Brust blieb freilich ein leiser Stachel zurück. Der dicke Wirt versuchte noch ein paar mal, die Stunde hinaus- zuschieben, um einen Reisenden zu erwarten, der sich bei der Auspackung seiner Muster nicht übereilt hatte; aber an der Einigkeit der Stammgäste prallte sein Widerstand ab, er ward geschmeidig und pünktlich und befand sich selbst wohl dabei.

Daß Dr. Krafft für die Vergleute besondere Sprech- stunden festsetzte und streng auf Innehaltung derselben hielt, versteht sich von selbst. „In Notfällen muß ich bei Tag und Nacht zu jedem beliebigen Augenblick heraus und thu's willig, wenn auch nicht immer gern," sagte er, „um so eher darf ich verlangen, daß Ihr meine mir larg zugemessene Mußezeit ehrt und Euch bei Kleinigkeiten an die Stunde bindet."

Sedantag nahte heran. Die Liste für das Festessen wurde zuerst den Stammgästen vorgelegt; „es ist besser, so was geht nicht von den Behörden, sondern aus der Mitte der Bürgerchaft hervor," bemerkte weiße der Wirt. Natürlich unterschrieben alle. Als die Reihe an den Doktor kam, las er: „Abends acht Uhr," for- derte dann rote Tinte und schaltete mit glühenden Niesenbuchstaben über der Zeile vor der Zahl das Wort präcise ein, das er zum Überflus dreifach unterstrich. Er mahnte zudem persönlich alle, mit denen er zusammentraf, zum pünktlichen Erscheinen, der Bürgermeister unterstützte ihn und so kam es — ein in den Jahrbüchern Bellingens unerhörter Fall — daß am 2. September zur bestimmten Stunde wirklich schon die Hälfte der Festgenossen im großen Saale des Gasthofs versammelt waren. Die Eingeborenen er- staunten selbst über ihre Leistung.

„Herr Präsident, befehlen Sie: Anrichten!" drängte der Doktor.

„Aber Herr Hammer fehlt noch," flüsterte der Bürger- meister.

Herr Hammer war ein reicher Mann, Besitzer des

größten Gutes in der Gegend, Hauptmann der Landwehr und Mitglied des Stadtrats.

„Kann er lesen?“ fragte der Doktor laut. „Präcise war ziemlich deutlich geschrieben. Sollen wir alle auf den einen warten?“

„Noch viele fehlen!“
„Oder überhaupt wir Pünktlichen auf die Saumseligen? Noch kann ich fröhlich teilnehmen — wer weiß, wie bald ich über Land zu einem Kranken gerufen werde? Und abgesehen von mir: alle andern anwesenden Herren verdienen schuldige Rücksicht. Sollen die Kartoffeln wässrig werden, der Fisch verlocken, der Braten einschrumpfen —“

„Der Birt ist gewiß noch nicht fertig!“
„Den haben wir gezogen!“ äußerte jetzt der Gerichtschreiber stolz und der Doktor küßte dem Bürger-

meister zu: „Verehrtester, keine Schwäche! sonst kommen wir nie aus der Loterei heraus.“ Und wieder mit lauter Stimme setzte er seine unterbrochene Rede fort: „Soll vor allen Dingen die gute Laune, die uns noch befeelt, durch elendes Warten verkümmert werden? Nein! sag' ich, dreimal nein! sie ist ein Gericht, das heiß genossen werden muß —“

„Bravo! Bravo!“ von verschiedenen Seiten.

— „Herr Präsident, wir sind zur Stelle!“ schloß der Redner und: „Auftragen!“ befahl der Würdige im Vollgefühl seiner Macht.

Zur Freude aller, zur Verwunderung des Bürgermeisters wurden sie ohne Säumen bedient und waren bald in erfreulicher Thätigkeit. Die Spätlinge, die langsamen Schritte nach und nach eintrafen, beschleunigten denselben, sobald sie erstaut in den Saal eingetreten waren, und suchten eiligst, wo sie unterkämen. Für Hammer hatte der Bürgermeister in seiner Gutmütigkeit ein Plätzchen in seiner eigenen Nähe belegt.

Aber es schlug ein viertel, es schlug halb und er kam noch nicht, endlich rollte sein Wagen vor und er trat ein, in Uniform, „en grande tenue, mit allen Orden und Ehrenzeichen,“ wie der Gerichtschreiber sich ausdrückte. Stiermützel nahm er den Platz ein, zu dem der Vater der Stadt ihn freundlich nötigte.

„Das geht ja heutzutage eilig zu!“ brummte er. „Es stand freilich präcise auf der Einladung, verehrter Freund,“ bemerkte der Bürgermeister.

„Von unberufener Hand zugesetzt.“

Der Doktor war nicht der Mann, sich zu verkriechen. „Ich hatte mir erlaubt, dieses anderwärts selbstverständliche Wort beizufügen. Es ist in Vellingen nötig.“

„So?“ versetzte Herr Hammer langgeduldet und starrte ihn an. Jetzt legte sich der Bürgermeister zu Hilfe. Er bat, einen Anflug von Heiserkeit schüttend, den Herrn Hauptmann, das Hoch auf Seine Majestät zu übernehmen, und stellte so die gute Laune des selben nach Kräften wieder her. Denn die meisten Menschen, die überhaupt halbwegs reden können, lassen es alles anständigen Sträubens ungeachtet von Herzen gern, zumal wenn sie eines donnernden Beifalls gewiß sind. Es ist dieselbe Vortreude, welche das Kind treibt, einen Schwärmer loszubrennen, der durch abschüssige Straßentritte gezogenen Damm des Mannes Weibers plötzlich zu durchbrechen, eine Sammelkammer einen Wagen den Berg hinunterrollen zu lassen, und sich durch eine kleine Bewegung eine große zu verdienen. Als einer der wenigen akademisch gebildeten Männer



„Das geht ja heutzutage eilig zu!“ brummte er.

wurde Dr. Kraft, der den Schulvorstand der Stadt Vellingen an der ersten Sitzung präsentirte, ein, trotz jedoch zum Bürgermeister, und hatten die beiden Herrn Anlaß, das alte Wort zu stimmen, und ihn nach allen Richtungen hin durchzugehen. Der erst eine volle Stunde, nachdem der jüngere Schreiber zwei in der Nähe wohnende Mitglieder mühsam herbeigeholt hatte, waren sie beschäftigt und erlebten erster ihrem wahren Besitzen die Arbeit am besten in weniger als zwanzig Minuten.

Der Doktor hielt es und hielt an sich, bis die kurze Protokoll geschrieben und unterzeichnet war, dann brach er aus: „Ist es hier eine Regel, das vierfache der wirklichen Preis zu zahlen?“

Die würdigen Mitglieder starrten ihn an. „Oder andere dergleichen Leute zu solcher Unvorsichtigkeit zu zwingen?“

„Wieso? Was meinen Sie, Herr Doktor?“

„Unsere ganze Verhandlung hat zwanzig Minuten gedauert, der Herr Bürgermeister und ich aber haben über achtzig Minuten in diesem verewünschten Hof sitzen müssen, diese beiden nächstpünktlichen Herren eine Stunde — ist das nicht das drei- und vierfache? und zwar Zeit, kostbarer als Geld, das man erwarben, erwerben und erben kann, während jeder zwecklos verdammete Augenblick unwiederbringlich verloren ist. Eine volle Stunde uns gerant! und brauchen dabei der herrliche Stobertag, daheim wartet Arbeit! Warum Sie mir's nicht übel, meine Herren, aber das wird anders werden, sonst spiel' ich nicht mehr mit!“

Diese unvorsichtige Drohung hätte beinahe den Eindruck seiner Vergleichung von Zeit und Geld nicht

Ort; gerade der ärgste Spätling setzte schon die
 ende Miene des Beleidigten auf. Zum Glück
 gen die „nächtpunktlichen“ Herren sich einigermaßen
 weicht und entdeckten plötzlich zu ihrer eigenen
 wunderung, daß auch ihre Zeit kostbar sei, und als
 von ihnen etwas unsicher zu äußern wagte: „Wie
 der Engländer? Tiehmes is Monai!“ und vom
 tor verstanden und belobt wurde, da war er mit
 und Seele sein Mann. Der Bürgermeister för-
 beruhigend und vermittelnd die gute Sache und
 gen auch die Zulestgekommenen, weiter nicht ge-
 ihre Hörner wieder ein. Das Ergebnis der
 talosen Unterhaltung war: „Wir kämen alle gern
 lich, wenn wir wüßten, daß die andern pünktlich
 n.“ Das Zugeständnis ergriff der Doktor und alle
 n sich die Hand darauf, künftig mit dem Glocken-
 ge entweder zu erscheinen, oder sich entschuldigen
 assen.

er Doktor setzte den Trunpf darauf: „Es ist fortan
 einfache!“ holte aber, um nichts zu versäumen,
 en folgenden Sitzungen in der Regel die Herren
 an deren Wohnung ihn sein Weg vorüberführte.
 o ging's und der vielbeschäftigte Bürgermeister
 sich über die Erleichterung und den Zeitgewinn
 nügt die Hände.

„Ich bring' Sie noch in den Stadtrat!“ drohte er
 in thakräftigen Freunde und da der Doktor im
 meinen beliebt und ohne allen Zweifel sehr geachtet
 so gelang dies wirklich am Jahreschlusse.

Wenn der Doktor sich mit schlimmen Ahnungen zur
 n Sitzung begab, so wurden dieselben vollständig
 aufseht. Bellingens Senat war fünf Minuten nach
 bestimmten Stunde beschlußfähig und sieben Mi-
 nuten später vollzählig versammelt.

nd vom Konsul Buchendorf mit erprobter Umsicht
 Geschicklichkeit geleitet, erledigte er die Tagesord-
 ng merkwürdig rasch. Eine Sache freilich drohte
 langen und heftigen Verhandlungen zu führen,
 de aber durch ein beliebtes Mittel abgebrochen,
 lich auf zwei Monate vertagt und einer Kommission
 Bericht überwiesen.

So kamen die Herren zeitig zu ihrem Abendtrunk
 auf dem Wege zum Kasino sagte der Doktor zu
 em Freunde: „Ihren Stadtrate haben Sie doch
 Unrecht gethan.“

Der alte Praktikus schüttelte sein weises Haupt.
 arten Sie ab! Daß die Frischgewählten heute pünkt-
 waren, ist kein Wunder; neue Besen kehren gut.
 dann handelte es sich um den Bauplatz des neuen
 ulhauses. Das möchte jeder vor seiner Thür haben,
 und Hammer, wenn's anginge, eine Viertelstunde
 der Stadt, dicht an seinem Gut, zu Ruß und
 nmen seiner Hinterassen.“

Wenn ich eine Art Menschen mehr hasse als die
 terigen,“ knirschte der Doktor, „so sind es die, welche
 pünktlich sein können, sobald es sich um ihren
 nen Vorteil handelt. Und solch ein Menschenfind
 ft uns da gerade in den Weg. — Herr Gerichts-
 eiber, haben Sie das Buch über die Erblichkeit der
 brechen endlich ausgelesen?“

„Bedürfen Sie es?“
 Sie geben mir auf eine Frage eine andere zurück.
 hab's dem Bürgermeister versprochen, schon seit
 onaten.“

„Dann muß ich wohl sofort heimgehen und es holen.“
 Bitte —“ fiel der gutmütige Buchendorf ein, aber
 Doktor ließ ihn nicht weiter reden.

„Wenn's Ihnen keine besondere Mühe macht,“ sagte

er freundlich und flüsterte, als der Herr Gerichtschreiber
 grimmig umkehrte: „Seit einem Semester hat er das
 Schriftchen, das man in einer Stunde lesen kann —
 er entlieh es „auf ein paar Tage!“ Aber ich bring'
 ihn noch in Trab!“

Unzweifelhaft hatte er schon manchen ehrlichen Bes-
 senger in Trab gebracht, doch ganz ohne Murren und
 böses Blut ging's nicht ab. Die mit einem gewissen
 Wize begabten Eingeborenen hatten auch für den über-
 eifrigen Doktor einen scherzhaften Beinamen ausfindig
 gemacht: im Volksmunde hieß er nicht uneben „die
 wandelnde Glocke“.

Bald mußte er mit Leidwesen erfahren, daß er die
 Stadtverordneten zu früh gelobt hatte. Die nächst-
 anberaumte Sitzung kam aus Mangel an Beteiligung
 gar nicht zustande; die folgende erst mit Mühe und
 Not, nachdem er ingrimmig und mit wachsender Ver-
 stimmung über dreiviertel Stunden gewartet und dem
 wehmütigen Gebimmel des zersprungenen Glöckchens
 auf dem Rathaussturm, „des Armenfürerglöckchens“
 nach dem Volksausdruck, zugehört hatte. Der Bürger-
 meister lächelte.

Aber als der große Tag erschien, an welchem die
 Kommission ihren Bericht erstatten sollte, da waren
 die Väter der Stadt zeitig in Vollzahl versammelt.
 Die Wogen der widerstreitenden Meinungen gingen
 hoch. Die Geister plagten hart aufeinander. Endlich
 verlor selbst der ruhige Bürgermeister einen Teil seines
 würdevollen Gleichmuts und schritt zur Abstimmung.
 So wurde denn, wie's oft bei Kompromissen zu gehen
 pflegt, der denkbar dümmste Beschluß gefaßt, nämlich
 das Schulhaus in eine dunkle, feuchte Seitengasse zu
 stellen, aber „mitten in die Stadt!“

Der Doktor knirschte vor Wut und überhörte seines
 Freundes tröstliche Zusüßerung: „Es ist noch nicht
 gebaut!“ Er war im Verlauf des Redekampfs mit
 mehreren scharf aneinandergeraten, auch mit dem groß-
 mächtigen Herrn Hammer, und fühlte seine Brust noch
 von so viel angesammeltem Ärger bedrängt, daß er sich
 Luft machen mußte. So meldete er, als die Mägen
 sich schon zum Weggehen anschickten, zur allgemeinen
 Bewunderung sich noch einmal zum Wort. Und nun
 hielt er den versammelten Vätern eine Standrede, in
 deren erstem Teil er zwar immer sagte: „Ich will
 nicht vom heutigen merkwürdigen Beschluß sprechen,“
 es aber dabei fortwährend und nicht in der liebens-
 würdigsten Weise that. Der zweite Teil dagegen schlug
 den altbekannten Ton wieder an und zwar so laut und
 eindringlich, wie es die lebendige Glocke nur vermochte.

Zu der Aufregung spricht man leicht zu viel und
 zudem war der Zeitpunkt schlecht gewählt. „Deut sind
 wir doch wahrhaftig pünktlich gewesen!“ — „Alzu-
 scharf macht schartig!“ — „Er hat doch keine Schulbuben vor
 sich!“ — Solche und ähnliche Bemerkungen erhoben sich
 am Schluß der Rede in dumpfem Gemurmel von
 mehreren Seiten. Und ehe der gute Konsul genug
 auf die empörten Wogen gießen konnte, erbat sich Herr
 Hammer das Wort. Wenn er recht guter oder recht
 schlechter Laune war, so redete er nicht läbel. An-
 scheinend höflich, rieb er dem armen Doktor gehörig
 den Pfeffer. „Den allgemeinen Weisheitslehren des
 geehrten Herrn Vorredners kann umfoweniger wider-
 sprochen werden, als das Gegenteil nie behauptet wor-
 den ist. Schon als Schuljunge hab' ich im Schön-
 schreiben wer weiß wie oft den Satz kopiert: Die Zeit
 ist kostbar. Und als ich des Königs Rock noch täglich
 trug, hab' ich auch einen kleinen Begriff von Pünkt-
 lichkeit bekommen. Wir alle wissen, daß die Post, die

Bahn und andere Einrichtungen sich an Stunde und Minute binden müssen, wenn das Getriebe im Gang bleiben soll. Insofern war der schöne Vortrag, wenn auch recht erbaulich, vielleicht nicht überreich an neuen Gesichtspunkten. Allein, wenn wir alle dem geehrten Herrn Vorredner im allgemeinen beipflichten, so wird er uns doch erlauben, im einzelnen Falle selbst Richter über die Anwendung jener uralten Regeln zu sein."

"Bravo!"

"Wir richten hier keine Strafkasse für Zuspätkommende ein!"

"Bravo! Bravo!"

"Wir lassen uns von keiner Glocke tyrannisieren — selbst von der wandelnden nicht!"

Donnernd Beifall! Nur der Bürgermeister schüttelte den Kopf. Der Doktor saß mit hochrotem Kopf da, schwieg jedoch. Aber jetzt richtete der Gegner siegesberauscht das Wort unmittelbar an ihn: "Junger Mann —"

"Das ist ein unpassender Ausdruck, das verbitte ich mir!" rief Dr. Krafft schneidend.

"Meine Herren!" bat der Bürgermeister, — aber: "Unpassend? Das wagen Sie mir zu bieten, in offener Sitzung?" fuhr Hammer zornig auf. "Sie junger Mann wollen mich lehren, was passend und unpassend sei?"

"Im allgemeinen," versetzte der Doktor leutselig, "laß ich jedem vollkommene Freiheit, sich so unpassend zu benehmen, wie er will. Wird meine eigene Person dadurch betroffen, so wahr ich mich. Und so erlaube ich mir, mit Nachdruck zu wiederholen: Jener Ausdruck war unpassend, wie Ihre ganze spöttische Erwiderung auf meine ernste Bitte, wie Ihr unentschuldigtes Fehlen bei den beiden letzten Sitzungen!"

Herr Hammer war starr. "Heiliger Antonius von Padua!" rief der Bürgermeister in Verzweiflung, "wo treiben wir hin? Kaltes Blut, meine Herren! — Lieber Freund, unpassende Ausdrücke zu rügen, ist eigentlich Sache des Vorsitzenden."

"Warum haben Sie's nicht gethan?"

"Weil ich matt und abgespant bin — so sind wir alle. Da schwägt man leicht zu viel und ist empfindlich dazu. Schieben wir die Sache unter den Tisch! Gebt Euch die Hand und ich geb' eine feine Flasche im Kasino!"

Diese ungewohnte Grobmut lockte auf mehreren breiten Gesichtern ein Grinsen hervor; der Doktor, ruhiger geworden oder von der bessern Stimmung angesteckt, erhob sich lächelnd: "Da ich, wenn auch nicht ein junger, so doch unzweifelhaft der jüngere Mann bin —"

Aber umsonst schob und drängte Buchendorf an seinem andern Freunde, der beide Hände auf dem Rücken hielt. "Wenn er widerruft, wenn er in aller Form seine Beleidigung zurücknimmt —"

Im Nu war die sanfte Anwandlung des Doktors verflogen. "Zu widerrufen, zurückzunehmen habe ich nichts!"

"Sehr wohl! — Guten Abend, meine Herren!" Hammer stapfte dröhnend hinaus, die andern folgten, bald war nur noch der Bürgermeister in dem dumpfen, niedern Gelasse. "Nun trink' ich die gute Flasche allein!" rief er und schlug ärgerlich auf den grünen Tisch, daß die Tinte über den Rand des großen Behälters sprang. Beizeiten am nächsten Morgen machte der Gerichtsschreiber in gewählter Kleidung und mit feierlicher Miene dem Doktor seine Aufwartung. Der alte Corpsburische, der junge Referendar lebte wieder in ihr auf: er war überhaupt zu groß für seine Stellung.

"Sie werden ahnen, was mich so früh zu Ihnen

führt. Ich komme im Auftrage des Hauptmanns. Warum so gemessen, verachtet Herr Präsident? Laßt sich die dumme Geschichte nicht anders belegen? Es kommt mir zu ungeheuerlich vor, daß wir friedliche Bürger noch einmal auf die Menur sollen."

"Der Hauptmann ist nicht gewohnt, seine eigene Ehre vor dem Zuchtpolizeigericht herstellen zu lassen, versetzte der Herr Referendar feierlich, sein eigenes Gesicht mit der größten Verachtung behandelnd.

"Das war auch meine Meinung durchaus nicht," rief der Doktor gereizt, bezwang sich aber und suchte ein friedliche Erledigung anzubahnen. Es war dies schiedlich einem Kartellträger gegenüber, der sich in seiner Kasse gesiel und in den Falten seiner Loga nur prunktrug; Unbedingten Widerruf oder Duell.

"Dann meinethwegen!" rief der Doktor ärgerlich und bezeichnete ihm seinen Sekundanten. Die zögernden Berabredungen waren bald getroffen.

Aber das Auge des Geistes schloß nicht. Der Bürgermeister, der seine Peute kannte, suchte im Laufe des Tages unter irgend einem Vorwande den Doktor auf und lockte nach einigen gleichgültigen Reden in Hauptsache aus dem Arglosen heraus, ehe derselbe des Zweckes bewußt ward. Erst als Buchendorf genauer forschte: "Wo und wann soll's denn vor sich gehen?" stuzte der Doktor, antwortete jedoch nach kurzen Besinnen: "Am sieben morgen früh, im Hasenbühl."

Das klang wahrscheinlich und doch glaubte er die alte Weise ohne Bestätigung nicht. Er lud den Gerichtsschreiber zu einem Glase Wein in seine Wohnung ein, verwidelte ihn geschickt in ein Gespräch über akademische Zeit, hörte geduldig die uralten Stabesgeschichten und Nennomnagen an und kam bei der dritten Flasche richtig zu seinem Zweck: um sechs Uhr sah der Zweikampf stattfinden und zwar in der Elsbacher Schneise.

"Sieh, sieh!" murmelte der Bürgermeister, nachdem er seinen wartenden Gast glücklich die Treppe hinaufbugliert hatte, "wer hätte das dem Doktor zugemutet! Könnte doch mit Ehren nachgeben; an seinem Alter zweifelt niemand, der sein Gesicht und die Schwanz genau betrachtet. So ver schlagen, so erodet er diesen Unsinn! Mit Hammer läßt sich erst recht nicht reden, dafür ist er Hauptmann. Aber mir hat er nicht zu schlau — ich bin eher zur Stelle als sie!"

Und so sah er richtig, durch dichtes Tammengebüsch gedeckt, mit zwei Gendarmen schon um halb sechs in einer etwas erhöhten Stelle, wo er den breiten, ebenen Waldweg übersehen konnte. Er wollte nur im Stillen zum Ausersten schreiten, aber um jeden Preis das Duell verhindern.

Es war ein milder, lieblicher Frühlingsmorgen, der nicht zu Nord und Ostschlag gemacht. Doch Buchendorf hatte noch nicht gar lange gewartet, da erschienen die ersten Blutgierigen schon, Hammer mit seinem Sekundanten und einem Arzt. Der Gerichtsschreiber sah noch etwas rot im Gesicht aus, der Hauptmann eher blaß. Das kann man in einem solchen Augenblicke auch einem mutigen Manne verzeihen, zumal wenn er kein Jüngling mehr und Familienvater ist.

Von der Gegenpartei sah man noch nichts. Der trug der sanfte Morgenwind vernebeltlich den hohen Glodenflang herüber, es schlug sechs. Unwillkürlich zogen die drei ihre Uhren, um zu vergleichen. "Vierpunktlicher Kollege macht heute seinem Namen keine Ehre," sagte der Doktor lächelnd.

"Ein Frühstück von blauen Bohnen und ein Witz

im „schwarzen Adler“ ist freilich ein Unterschied!“
 Sie der Referendar.
 er Herr Hauptmann brach sein würdevolles Schweigen, ging ruhelos auf und ab und rupfte kleine Äste von den nächsten Sträuchern.
 ber als fünf und nochmals fünf Minuten ver-
 en und noch immer sein Gegner nicht erschien, da
 te er vor seinen beiden Genossen Halt und sprach:
 fallend ist es immerhin. Sollte er krank sein?“
 Nein,“ antwortete der Arzt. „Ich sah ihn, als ich
 einer Wohnung vorüberging, am Fenster stehen,
 ickte mir noch zu.“
 Wir könnten eigentlich gehen und ihm die Erklärung
 s Ausbleibens überlassen,“ deutete Hammer an.
 Die ihm gewiß nicht
 er fallen wird,“ wehrte
 der Arzt für den Stol-
 t. „Übrigens, mir ist
 ganz recht.“
 ber das paßte dem
 ndlich fühlenden, mut-
 en Referendar nicht.
 es akademische Viertel
 en wir ihm vollstän-
 zu gut kommen lassen,“
 ch er, „obgleich meine
 inung jetzt schon fest-
 t. Wenn die wan-
 de Glode in einer
 gen Angelegenheit die
 inde nicht innehält,
 — so —“
 Nein, Sie thun ihm
 recht,“ verteidigte Ham-
 ritterlich seinen Geg-
 er ward überhaupt
 prächiger, je mehr die
 t vorrückte.
 Die Viertelstunde ist
 um,“ sagte der Arzt.
 Ich hab’ noch nicht
 agen hören,“ sprach
 Gerichtschreiber.
 Man vernimmt den
 en Schall wohl so weit
 ht,“ meinte Hammer.
 ndessen, mir kommt’s
 ein paar Minuten
 ehans nicht an.“
 So plauderten und war-
 en sie noch ein Weilchen,
 endlich selbst der Ge-
 richtschreiber die Hoff-
 ng aufgab. Aber gerade als sie sich zum Heimgehen
 unden, kam Dr. Krafft mit seinem Sekundanten
 unlos herbeigekürt. Hammer zuckte unwillkürlich.
 „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung,“ rief der
 doktor, „daß ich die Herren habe warten lassen.“
 „Wollen wir die Distanz abstecken?“ wandte sich
 Referendar eifrig an den Begleiter des Doktors.
 Einen Augenblick Geduld —“ fuhr Dr. Krafft fort,
 elleicht ist es unnötig.“
 Wie blickten erstaunt auf, der Hauptmann nicht
 gerade traurig.
 „Herr Hammer,“ sprach der Doktor, jetzt wieder
 vollständig bei Atem, laut und vernehmlich, „es thut
 mir leid, daß ich in der Sitzung mich zu Sie kränken-
 den Auserungen habe hineinreiß lassen und ich bitte

Sie deshalb um Verzeihung. Genügt Ihnen diese
 freiwillige Erklärung, die ich auf Ihren Wunsch in
 der nächsten Sitzung wiederholen werde?“
 „Vollkommen!“ rief Herr Hammer, angenehm über-
 rascht. Biel doch der ganze Ruhm des Tages ihm zu.
 Zuerst auf dem Plage, über die Zeit wartend, auf der
 Wahlstatt um Verzeihung gebeten! Aber der tapfere
 Gerichtschreiber war nicht zufrieden.
 „Ist das ein Widerruf?“ fragte er zusehend.
 „Was kann denn ein Ehrenmann mehr sagen als:
 Es thut mir leid — ich bitte um Verzeihung?“ rief
 der unparteiische Arzt.
 „Ich sag’ aber noch mehr,“ sprach Dr. Krafft, „in
 Beziehung auf die Ursache des Zwistes. Ich erkenne
 an, durch eigene Erfah-
 rung belehrt, daß der
 pünktlichste Mann in der
 wichtigsten Angelegenheit
 sich verspäten kann.“
 „Sehr gut!“ rief Herr
 Hammer.
 „Ich sehe ein, daß ich
 in einer an und für sich
 guten Sache zu scharf
 und genau gewesen bin
 und besser auf ältere und
 erfahrene Leute Rücksicht
 genommen hätte.“
 „Bravo!“ rief Herr
 Hammer, „geben Sie
 mir Ihre Hand, Herr
 Doktor. Und nun nehme
 auch ich meinen Anstand,
 zu erklären, daß die An-
 rede „Junger Mann“ Ih-
 nen gegenüber nicht ganz
 am Plage war, und fer-
 ner, daß Sie in der Sache
 recht haben. Wir müssen
 pünktlicher werden hier
 in Belling, nur läßt
 sich nicht alles auf einmal
 zwingen und nicht durch
 einen Mann. Wenn ich
 Ihnen in Zukunft helfen
 kann, so finden Sie mich
 immer bereit.“
 Sie drückten sich noch-
 mals kräftig die Hand,
 während der Referendar
 undeutlich vor sich hin
 brummte. Das entging
 dem feinen Ohre des Dok-
 tors nicht, er blickte ihn voll an und sprach scharf:
 „Ist vielleicht jemand hier, der an meinem Verhalten
 Anstoß genommen hat, so bin ich auf der Stelle zu
 Red’ und Antwort bereit.“
 Da sich auf diese freundliche Aufforderung hin nie-
 mand meldete, so rief Herr Hammer vergnügt: „Es
 ist doch einmal ein angebrochener Vormittag — ich
 erlaube mir, die Herren auf gut Glück zu einem kleinen
 Frühstück einzuladen.“ Sie sträubten sich nicht lange
 und schlugen mit ihm den Weg zu seinem Gute ein.
 Der Bürgermeister hatte mit gemischten Gefühlen
 all diese Vorgänge belauscht. Er freute sich als Mann
 des Gesetzes über den unblutigen Ausgang, er ärgerte
 sich als Mann schlechthin über das Zuspätkommen und
 die große Nachgiebigkeit des Doktors. „Eine Memme



„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung,“ rief der Doktor, „daß ich die Herren habe warten lassen.“

„Herr Hammer,“ sprach der Doktor, jetzt wieder
 vollständig bei Atem, laut und vernehmlich, „es thut
 mir leid, daß ich in der Sitzung mich zu Sie kränken-
 den Auserungen habe hineinreiß lassen und ich bitte

kann er nicht sein, soll er nicht sein — da steckt 'was anders hinter und ich bring's heraus!" Und wirklich gelang dies dem alten Weisen noch in derselbigen Stunde.

Er schickte jetzt die Gendarmen heim und wählte seinen eigenen Weg und Schritt so, daß er ungefähr am Ausgange des Bäldehens mit der Gesellschaft zusammentraf. Man wunderte sich über den frühen Spaziergänger, der ganz harmlos den wunderschönen Morgen als Vorwand gebrauchte und natürlich von dem freudestrahlenden Herrn Hammer sofort eingeladen wurde.

"Was wird Ihre Frau sagen, wenn wir sie so früh überfallen?" wandte er ein.

"O, wir Bauern stehen früh auf," erwiderte Hammer. Indessen ersaunte er doch selbst, als er, daheim angekommen, seine Damen nicht nur munter, sondern im voll ändigen Gesellschaftsanzuge vorfand, als ob sie den Besuch erwartet hätten.

"Herr Dr. Krafft — die andern Herren kennst du ja — meine Tochter Marie, erst vorgestern aus Thüringen heimgekehrt!" so stellte Hammer die beiden jüngsten Mitglieder der Gesellschaft einander vor und begab sich dann persönlich in den Keller. Denn auf den unschuldigen Kaffee sollte im Laufe des Vormittags ein anderer Trunk folgen.

Die Worte Marie und Thüringen und das Erglügen der beiden jungen Leute brachten den Bürgermeister auf die richtige Spur.

Während die andern es sich bequem machten und Mutter und Tochter das Frühstück besorgten, zog er den Doktor in eine tiefe Fensterbank des alten Herrenbauses und flüsterte: "Ihre Marie?" Der Doktor nickte.

"Und den Vater wollten Sie totschießen?"

"Weiß ich's doch erst seit einer guten Stunde, daß er ihr Vater ist. Und da hab' ich —"

"Ich weiß — unter uns, ich hab' alles mitangeesehen, verraten Sie mich nicht. Aber warum sind Sie zu spät gekommen, rasch?"

"Verraten Sie mich auch nicht!" sagte der Doktor und teilte ihm dann mit, daß kurz vor sechs Uhr Frau Hammer und ihre jüngste Tochter, in der er mit Entzücken die holdselige Erscheinung des Thüringer Waldes wieder erkannt habe, zu ihm gekommen seien und von seiner Grobmut den Verzicht auf den Zweikampf erlebt hätten, ohne Wissen und Willen Hammers, der ihnen die ganze Angelegenheit nach besten Kräften verborgen gehalten hatte. "Natürlich sagte ich Ja!" schloß der Doktor seine Beichte.

"Natürlich!" stimmte der alte Weise bei. "Wissen Sie was? Hammer ist in so rothiger Stimmung — da kommt er eben mit vier Flaschen unter jedem Arm — halten Sie sogleich um Marie an, er sagt auch Ja!"

Das geschah nun zwar nicht sofort, aber doch innerhalb Jahresfrist. Und weder bei der bürgerlichen und kirchlichen Trauung, noch bei der Hochzeit selbst ist irgend einer unserer Bekannten merklich zu spät gekommen. Bellinggen hat sich überhaupt sehr gebessert, seitdem das mächtige Triumvirat Buchendorf, Krafft und Hammer so einträchtig zusammenwirkt. Nur im "Schwarzen Adler" ist seit des Doktors Verheiratung der alte Schlandrian wieder eingerissen: der Herr Tischpräsident hegt und pflegt ihn, gerade der wandelnden Glocke zum Trost.



Reicher Kinder legen.

Von Wilhelm Frick

Es war an einem klaren Winter- tage. Eben lief der Zug dem Bahnhof zu, die an Heftig- langten Fahrgäste aus, andere Reiter- terten hinein, noch als es gewöhnlich ge-

grünmig kalt. Eine Frau mit einem Säugling in dem Arme hatte auch schon den Fuß auf das Brett eines Wagens dritter Klasse gesetzt, machte aber unentschlossen Halt, denn das Innere war zum Teil besetzt, und sie hatte noch zwei andere Kinder und dazu ihren Mann hinter sich, mit denen sie gerne zusammen gefahren wäre. In solchen Augenblicken wendet sich oft die Gutmütigkeit des Volkes in reiner Weise. "Kur herein, Frauen! Wir rücken schon zusammen!" rief der eine. "Geduldige Schatz, gebe viele in einen Stall, und für die Lämmlein findet sich erst recht Platz," meinte der andere. Der dritte sprach nichts, räumte ihr aber sofort seinen Platz ein. Freundlich dankend nahm die Frau Platz, ihr Mann an ihrer Seite, die Kleinen wurden auch allmählich untergebracht, und als das eilige Dampfrohr sich anzog, sah man in manchem Wagen weicher und bequem, aber in keinem vergnügter beisammen. Von kleinen Diensten und Gefälligkeiten, von wohlwollenden Menschen einander erwiesen, thut nach beiden Seiten hin doppelt wohl. "Ein munteres Kerlchen!" sprach einer der Reisenden und tätschelte das älteste Mädchen, welches gerade tapfer in einen großen roten Apfel hineinbiß, freundlich auf den Kopf. "Das ist wohl Eure ganze Familie, Freund?" — "Doch," antwortete der Vater lächelnd, "ich bin trüber, als man meinen sollte, wenn man meine liebe Frau sieht."

"Wie viel Kinder habt Ihr denn?" — "Zwei und ein halbes Duzend, und alle von einer Frau!" sprach der Mann und gab seiner errotenden Nachbarin einen leichten Klaps auf den Rücken. Er hatte ernsthaft gesprochen, daß alle ihn verwundert anstarrten. Doch ehe sie noch weiter fragen und forschen konnten, löste ihn die Frau das Rätsel. "Der Mann muß immer Spaß machen," sagte sie entschuldigend. "Wir haben allerdings der Kinder genau, nämlich außer diesen dreien noch ein volles halbes Duzend dabei, drei und sechs macht neun."

"Aha! Ist's so gemeint?" riefen die Mitfahrer, und alle lachten, nicht am wenigsten der glückliche Vater selbst, der sich über den Erfolg seines Worts freute. "Sie sind gesund, Gott sei Dank," fuhr die Frau fort, "und wir haben Brot für sie." — "Das für das ein' oder andere, welches noch nachkommen möchte," fiel der Mann ein und alle lächelten wieder. "Ja, das Duzend müßte eigentlich voll werden," meinte der eine. "Ich danke," sprach die Frau, "ich bin vollständig zufrieden; neun ist ein volles Regestpiel."

h ist Deutschland nicht verloren!" rief ein anderer, ange so reichlich für Rekruten geforgt wird. Bei windigen Franzosen mag man lange nach einer Familie suchen." — "Und wenn man sie fände, würde die Mutter nicht mehr so hübsch und frisch sein," sprach der frühere Besitzer des Eckplatzes h. "Glaub's selber," sprach der Mann, "aber mir meine Alte nicht noch eitel, als sie schon — "In unserm Vaterlande," begann der erste r, "steht dagegen ein solches Kinderreichthum ab! nicht vereinzelt da. Mir fällt da gerade ein sehen ein, das Ihr mir lösen mögt, wenn's Euch schon bekannt ist. Wir kommen bald nach R. Der re Wirt auf dem Bahnhofe daselbst hat mehrere en gehabt — nicht zu gleicher Zeit, er war kein mone — sondern nacheinander, und Kinder die Hülle Fülle. Eines Tags stieg unser König dort aus, amals noch nicht Kaiser war. Ein weiß geklei- Töchterlein des Wirtes hatte die Ehre, dem hohen n einen Blumenstrauß zu überreichen. Der gütige arch dankte huldbvoll und gerühte, an den in der

stehenden Vater Frage nach seiner ilie zu richten. estät, antwortete Schalk, ich habe nal vierundzwanz Kinder gehabt!" lestaunten. "Nun, und, was sagt Ihr?" fuhr der Er- er fort. "Wahr es sein, wer wird Könige ins An- ht lügen? Doch will Euch nicht eln lassen, ob- h Ihr es eigent- verdient. Mühte auch der Wirt überraschten Kö- gegenüber als- so fortfahren: drei Ehen be- ich einmal vier- zwanzig Kinder.

Starb mir eins, und so viele noch übrig blieben, hat mir dennoch herzlich leid. Aber übers Jahr itte meine liebe Frau mir ein neues; das zweite end war wieder voll, und wenn auch jetzt leider alle mehr leben, so darf ich doch mit Wahrheit n: "Ich habe zweimal vierundzwanzig Kinder ge-

Eine nette Familie!" sprach der frühere Besitzer Eckplatzes. "Ja, was kommt nicht alles vor in Welt! Da wir aber doch einmal an dem Kapittel so will auch ich der verehrten Gesellschaft noch Beispiel mitteilen. Ich reise zu meinem Bruder h., der wieder einmal tausend läßt. Er hat noch erste Frau, und lange möge sie leben! Sie sucht ggleichen weit und breit. Aber Kinder hat auch er ug, nämlich nicht mehr und nicht weniger als Tage Jahr!"

Alle wußten, daß auch unter diesen Worten wieder Zweideutigkeit versteckt sei, und suchten sie zu ent- en. "Wenn ein großes Waisenhaus in h wäre," nte der eine, "so würd' ich sagen, Euer Bruder sei isenwaser."

"Vielleicht ist er Hauptlehrer und nennt alle Schüler seine Kinder," rief der andere.

"Er ist Steiger," sprach der Bruder.

"Dann weiß ich es nicht."

"Nicht so bald den Mut verloren! Ich will Euch daraufhelfen. Welchen Tag haben wir heute?"

"Donnerstag."

"Nein, welches Datum mein' ich!"

"Den 6. Januar."

"Richtig. Das neue Jahr hat also nur erst sechs Tage und genau so viel Kinder hat mein lieber Bruder."

Und damit sei's für heute der Kinder genug.

Wie man Denkmäler baut.

"Meine Herren!" sprach der Bürgermeister am Schluß einer langen Gemeinderatssitzung, "es' wir auseinandergeben, noch eins. Ich erhalte soeben die Nachricht, daß man in der Hauptstadt Seiner Durch- laucht dem Hochseligen Herrn Herzog aus freiwilligen Beiträgen ein Denk- mal errichten will und auf eine lebhafteste Be- teiligung des ganzen Landes, insbesondere auch unseres Ortes, rechnet. Dem Schrei- ben ist schon eine Liste beigefügt. Wie wär's, wenn wir sogleich den Anfang machten und jeder einen beliebigen Beitrag zeichnete? Ich würde es dann in un- serm Plättchen be- kannt machen und die Liste hier im Rat- hause auflegen oder durch den Polizeidie- ner herum schicken. An Vaterlandsliebe stehen wir, das wag' ich Kühn zu behaupten, hinter keiner andern Stadt zurück — und es wird



"Drei und ein halbes Dugend," sprach der Mann.

von oben gern gesehen und kann uns bei der Frage, ob wir oder Rahdorf das Bataillon bekommen, von Nutzen sein," setzte er leiser, aber eindringlich hinzu.

Und es wirkte. Die weisen Väter der Stadt sahen sich einen Augenblick tief sinnig an und dann entgeg- nete der reichste und folglich klügste unter ihnen würde- voll: "Es versteht sich wohl von selbst, Herr Bürger- meister, daß wir uns nicht zurückziehen, wenn's ein patriotisches Werk gilt — das haben wir noch nie gethan. Aber nicht auf dem Rathause darf die Liste ausliegen, die Leute sind zu träge, von selbst kommt niemand. Man muß es ihnen bequem machen, beson- ders wenn man Geld haben will. Doch auch der Poli- zeidiener darf sie nicht umhertragen; der bringt allerlei, und nicht immer angenehme, Vorkchaften und ist zudem kein Mann von dem nötigen Gewicht und Einfluß. Nein, nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten müssen ein paar angesehene Herren sich persönlich der Mühe unterziehen und von Haus zu Haus, von Thür zu Thüre gehen und auch den geringsten Beitrag will- kommen heißen. Dann mehren sich die Unterschriften erstaunlich, viele Sandföhrner machen einen Hau'en,

und zudem wird gerade die Beteiligung der Kleinern Leute höhern Orts höchst angenehm berühren. Also, etwa Sie selbst, Herr Bürgermeister, und irgend ein Bürger von Bedeutung und Gewicht."

Nachdem er so gesprochen, sah er sich unter dem Beifallsgemurmel seiner Genossen befriedigt um und setzte sich. Er wog selbst ohne den Überroß hundert- undachtzig Pfund, so war also die gewichtige Persönlichkeit nicht schwer zu finden. Einhellig wurden der Bürgermeister und der beredte Sprecher gewählt und machten sich, nachdem sie und die übrigen Stadträte stott gezeichnet hatten, alsbald auf den Weg.

Ihrem Grundsatz getreu, überschlugen sie auch die niedrige Hütte eines armen Tagelöhners nicht, der in einer Nebengasse des Marktes wohnte. Der ehrliche Mann fühlte sich durch den vornehmen Besuch höchlich geehrt. Und als die hohen Herren, von denen er sonst selten angeredet und dann meist angeschnauzt wurde, so manierlich und höflich zu ihm sprachen, da ging ihm das Herz noch mehr auf. Und als der Bürgermeister, der noch gut bei Atem und voll frischen Eifers war, gar die Tugenden des Hochseligen zu schildern begann, da schmolz der Gute vollends vor freudiger Rührung und rief mit leuchtenden Augen aus: „Ja, Herr Bürgermeister, das versteht sich, da geb' ich auch mein Teil, schreibt mich nur auf!"

„Wie viel darf ich denn schreiben?“ fragte der Vater der Stadt, nicht wenig stolz auf den Erfolg seiner Beredbarkeit.

„Laßt einmal sehen, lesen kann ich noch so ziemlich, nur mit der Feder will's nicht — was habt Ihr gezeichnet? Zehn Thaler? Gut, schreibt für mich auch zehn Thaler hin.“

„Aber das ist wirklich zu viel, lieber Freund, das verlangen wir nicht,“ wandte der Überraschte ein. „Zehn Groschen thun's auch und sind aller Ehren wert.“

„Nein, Herr Bürgermeister, wenn das wirklich so ein guter Mann gewesen ist, wie Ihr sagt — ich hab's bisher nicht gewußt, wo soll auch unferne ihn kennen? — wenn das wirklich so ein Ausbund von Tugend gewesen ist, so geb' ich's gern. Ihr habt sehr schön gesprochen, das wär' allein das Geld wert, Ihr wißt Eure Worte gut zu setzen, es hat mir wohlgethan. Schreibt rüstig zehn Thaler, ich geb's gern.“

Der Bürgermeister merkte, daß er diesem Übermaß der Begeisterung deutlicher entgegenreten mußte, und sprach: „Alles schön und gut, lieber Freund, aber seid vernünftig. Das könnt Ihr ja nicht bezahlen.“

„Dann sitz' ich e s a b!“ erwiderte unverzagt der Redliche, der auf diese nicht mehr ungewöhnliche Art wohl schon frühere Schulden getilgt hatte. — Weiter kann man in der That wohl den Patriotismus kaum treiben.

Nur Berge begegnen sich nicht!



nd wer
legen
dies
wort,
die
morgen
wahr
Ber
es auch
über
nicht

einem Gelegen
Idee kommt, ca
tel zu erinnen
einen ganzen
heben, auszuhe
fein läubert
zu transportier
man einen solch
rade notwendig
Ihr laßt? ...
lich! der Hinte
jenes Mittel
erfinden und
nicht; aber den
schen, die es
gebracht haben

wir uns mit unsern Freunden in Amerika ganz mütlich unterhalten können; die, als wenn es Semmel wäre, Afrika von Asien gerissen haben, seit dreißig Jahren die ganze Welt mit einem



„Dann sitz' ich e s a b!“ erwiderte unverzagt der Redliche.

gewebe von Sch
wegen umhüllen, l
die Entfernung
größte Hemmsch
menschlichen Fort
tes, soviel als
lich verschwinde
Menschen kann
alles zutrauen!

Wenn nun auch
Berge sich nicht
nen, so begann
die Menschen das
nach langen, lang
Jahren wieder, un
hätet des Hinte
Freude sehen sol
ein Vetter von un
vor länger als
Jahren zur See
und den alle
schon längst ver

glaubte, plötzlich bei uns wieder erdienen! Ja, das war eine Freude, sage ich euch! — und bei dieser Gelegenheit hat der Hinfende noch eine Entdeckung gemacht, die er für höchst wichtig für die Menschheit hält und die er hiermit, ohne die geringste Entlohnung dafür zu erwarten, den Gelehrten mitteilt. Er hat nämlich entdeckt, daß eine große Anzahl stets zuerst auf den Schlund wirft und die Schilddrüse des selben auf eine eigentümliche Weise ausdehnet. Daher bei großer Freude stets ein großer Durst. Es kam nun darauf an, dasjenige Getränk zu finden, welches zu gleicher Zeit den Durst stillt und die Schilddrüse nicht unterdrückt — sondern im Gegenteil sie

ernehrt! Das war gar nicht so leicht, als ihr es vorstellt, und es hat dem Hinkenden mehr Mühe et, als ihr euch wohl denkt! . . . Wer lacht da? Bildet euch wohl gar ein, daß der Hinkende alle er Sorten durchgetostet hat und euch nun eine n wird, oder euch auf diese oder jene Sorte Bier erkam machen wird, oder gar auf irgend einen ntewein? — Da irrt ihr euch nun aber gründ- Und weil ihr das geglaubt habt, müßt ihr euch Strafe gefallen lassen, die „Wir, Hinkender Vöte und zu Lahr“, euch allergnädigst zudiktieren. e besteht darin, daß ihr erst am Ende der Ge- te, die ich euch jetzt erzähle, erfahren werdet, wie Betränk heißt, welches den Durst stillt und die de erhöht und sie sogar für dieses Leben unverges- macht! — — Daß mir aber keiner das Blatt plägt und nachsieht, was am Ende steht, wie die er immer thun, um zu erfahren, ob die Geschichte einer Heirat endet oder nicht! — Das muß ich sehr verbitten! Übrigens werdet ihr doch dabei s erfahren!

er Better also war in jenem Jahre, wo wir in m lieben Deutschland alles verkehrt gemacht i ihr wißt, daß ich 1848 meine —, ausge- ert; aber als er in Newyork angekommen war, ihn auf einmal die Nuttlosigkeit erarissen! Hier ist auch nicht alles Gold, was glänzt,“ er sich gesagt — „und zu Hause erzählt man von diesem oder jenem, der hier sein Glück ge- it hat, reich und geachtet geworden ist, aber von n, die hier elendiglich zu Grunde gegangen sind, ht kein Mensch mehr; — und das sind acht auf Auswanderer! — Was werde ich mich hier jahre- schinden und mühen und es am Ende doch zu s bringen! — Arbeiten will ich schon wie drei; iber Sorgen ums tägliche Brod will ich nicht un!“ — So sprach der Better, und am nächsten rgen hatte er sich auf einem Schiff als Hilfs- cose verbunden.

echt, das war nun ein arg dummer Streich vom er; denn er verstand ja gar nichts vom Hand- , wußte kein einziges Tau bei seinem Namen nennen und mußte sich die Späße, Witze und se seiner rohen Kameraden ganz geduldig und e gefallen lassen. Aber der Better ist ein ganzer l, der seinen Kopf für sich hat, und der, wenn ich einmal etwas hineinsetzt, es auch ausführt, mag kosten, was es wolle. „Einen dummen eich hast du einmal gemacht,“ sagte er, „das steht aber nun handelt es sich darum, selbst aus diesem amen Streiche soviel Nutzen als möglich für deine unft zu ziehen! Pacht nur und pufft so viel ihr kt; am Ende werde ich doch so viel wissen wie ihr, dann sollt ihr sehen; dann werde ich doch besserer Matrose wie ihr sein!“ — Seht, so denkt wahre Mann in allen Lebensumständen! Nie den pf hängen lassen — immer frisches Vertrauen in selbst, Mut und Ausdauer, und der liebe Gott hilft! So ging's auch ihm; als ihn nach und nach die ze Schiffsahrtskunst eingepufft worden, da bemerete s Tages bei einem verzweifeltten Umwetter der pitän, daß der Better ein ganzer Kerl sei, der in höchsten Gefahr den Kopf oben behalten und durch ie Kaltblütigkeit und Unerfrodenheit den größten l zur Rettung des bedrohten Schiffes beigetragen te. — „So, so,“ meinte der Kapitän, „mit dem sen wir schon andere Saiten aufziehen,“ und er i ihn in seine Kajüte kommen und gab ihm Bücher,

die von der Kunst, ein Schiff zu leiten, handelten; er stellte sich mit ihm ans Steuer und unterwies ihn, wie dieser bedeutende Posten auf einem Schiffe gehand- habt werden mußte; mit einem Worte, er nahm sich seiner auf solche Weise an, daß die andern Matrosen darüber anfangen zu raisonnieren. Der Better, der seine Leute ganz gut kannte, dachte: „Wartet, nun werde ich es euch zeigen! — Als ich noch unwissend wie ein Esel war, da hab' ich mich so geduldig von euch puffen lassen, daß ihr jetzt glaubt, ich habe gar keine Häuste am Leibe; ich werd's euch bei Gelegen- heit einmal weisen!“ — Solche Gelegenheit findet sich aber immer schneller, wie man denkt, und schon am selben Abend lagen die beiden Matrosen, die dem Better am meisten zugefesselt hatten, in ihrer Koje — der eine mit geschwollener Nase, der andere mit lahmen Arm! . . . Beide wußten jetzt, wie viel des Better's Faust wog.

Und so machte er bald Carriere und freute sich, in seinem Vorsatz beharrt zu haben; er machte lange Reisen auf diesem oder jenem Schiffe, verdiente sich ein schön Stück Geldes, und anstatt es nach Matrosen- art zu vertrinken, legte er es bei seiner Rückkunft in Newyork gut an, und obgleich er ein ganz fideles Leben führte, hatte er sich doch bald eine ganz artige Summe zusammengespart. Auch hatte er ein Examen machen können, war Steuermann geworden und hatte endlich als solcher eine Stelle auf einem Auswandererschiffe, das von Hamburg nach Newyork geht, bekommen. Schon länger als acht Jahre war er auf demselben Schiffe, als dasselbe bei seiner letzten Rückkunft nach Deutschland eine solche Havarie erlitt, daß es gründlich ausgebeffert werden mußte, und die periodischen Hin- und Herreisen unterblieben. Diese Zeit hatte der Better benutzt, um einmal wieder nach Hause zu kommen und heimische Luft zu riechen.

Nun ging's ans Erzählen, das könnt ihr euch denken, und der Hinkende, der, wie ihr wißt, doch auch kein altes Weib ist, dem es gruselt, kann euch versichern, daß es ihm mehr als einmal kalt über den Rücken lief, wenn er von den Gefahren der See hörte. — Ver! . . . wenn so der Sturm die Segel zerfegt und die Masten geknickt hat, wenn das Steuer zerbrochen und die winselnden Passagiere jeden Augenblick fürchten, von einer turmhothen Welle in die nasse unerbittliche Tiefe hinabgerissen zu werden . . . wenn man daran denkt . . . nein, Leute! Seemann wird der Hinkende nie, wenn ihm auch noch einmal ein neues Bein wächst!

Und dabei meinte der dumme Kerl, der Better, daß es doch das beste Leben auf der ganzen Welt sei! Be- greift ihr das? „Wir haben für nichts zu sorgen,“ sagte er, „unser Essen erwartet uns zur bestimmten Stunde, ohne daß wir uns den Kopf zu zerbrechen brauchen, wie wir es herbeizufassen haben; wir haben nicht für Haus und Hof zu sorgen und Steuern be- zahlen wir auch nicht. Kein Gesetz schikaniert uns und mit Politik geben wir uns nicht ab. Was in der Welt passiert, ist uns im höchsten Grade gleich- gültig, und wenn wir nach Monaten einmal wieder einen Baum, einen Strauch, ein Feld zu Gesicht be- kommen, haben wir viel mehr Genuß davon als ihr, die ihr es das ganze Jahr lang unter der Nase habt. Wir haben Gott sei Dank weder Minister noch Kammern, noch Advokaten, noch geistliche oder welt- liche Räte; was der Kapitän befiehlt, wird gethan und damit basta! Wenn's euch gut auf dem Lande geht, dann freut es uns; wenn nicht, mach't's, wie ich es gemacht habe: geht zur See!“

Was sollte man darauf nun antworten? Recht hatte er auf der einen Seite, aber auf der andern wieder — das liegt ja klar auf der Hand — himmelschreiendes Unrecht! Aber er war davon nicht abzubringen, daß das Beste, was unser Herrgott geschaffen, das salzige Wasser wäre.

„Aber schau doch, Mensch!“ sagte ihm der Hinkende eines Nachmittags, als wir vor der Thür der Schenke saßen und ein gut Glas Pfälzer tranken, „solchen Wein bringt das Land hervor, und auf deinem lumpigen Wasser, was hast du da?“

„Ja, der Wein ist schon gut,“ meinte er, „aber den finden wir in jedem Hafen und nehmen uns so viel davon mit, als wir gerade brauchen und bezahlen können, und ich sag' dir, Hinkender, er schmeckt auf dem Schiffe, wo man sparsam damit umgehen muß, eigentlich noch besser als hier.“ — In diesem Augenblicke ging gerade die Anna Maria vorbei, und wenn ihr's nicht wißt, muß ich es euch sagen, daß die Anna Maria die schmutzste Dirne ist, die man sich nur denken kann: Milch und Blut im Gesicht und ein Wuchs wie eine Gazelle!

„Und so etwas, habt ihr es auch auf dem Wasser?“ fragte der Hinkende.

Freilich, nun duckte er sich, da konnte er nicht antworten! Er wurde so- fogar plötzlich ernst und trübe, seine Stirn legte sich in Falten und er fuhr mit der Hand über die Augen. Dann nahm er feinvolles Glas und leerte es mit einem Zuge.

„Siehst du, Hinkender,“ sagte er dann, „du bist eigentlich der glücklichste Mensch, den es auf Gottes Welt giebt, und weißt nicht einmal, du Narr, warum du eigentlich so glücklich bist! Ich werd's dir sagen. Weißt du, was das größte Unglück für einen Mann ist? Da siehst du nun und weißt keine

Antwort und in deinem Kalender thust du dich immer groß, als wenn du alles wüßtest. Ich werd's dir sagen. Das größte Unglück für einen Mann ist, wenn er sich einbildet, daß ein Mädchen ihm gut sei, und es ist dann nicht wahr! Versteh mich aber recht! Ich spreche nicht von den Mädchen — der Geier soll sie holen —, die sich so stellen, als wenn sie einen gut sind, Geschenke annehmen und allerlei Kofetterie treiben! Nein, mein Junge! über die muß man sich keine grauen Haare wachsen lassen; aber von ordentlichen, ehlichen Mädchen spreche ich, die viel Freundschaft, viel Dankbarkeit für einen Mann empfinden und dann, wenn der Esel sich einbildet, daß das Mädchen ihn liebt, ihn mit einem Mal aus allen seinen Himmeln stürzen, einen Knirz machen und sagen: Ich danke bestens; gute Freundschaft, so lange Ihr wollt, aber heiraten, das geht nicht; da hättet Ihr früher kommen müssen!“

Der Beter hatte sich noch einmal eingekerkert und noch einmal hatte er sein Glas mit einem Zuge geleert;

auf die Weise war es bald um den Inhalt des Glases geschehen.

„Und darum,“ fuhr er fort, „darum bist du, Hinkender, solch ein glücklicher Mensch, weil dir so etwas noch nie passiert ist und auch jetzt nicht mehr passieren kann!“

Jetzt war der Hinkende an der Reihe, sein Glas leeren. Er that es, seufzte — und sprach kein Wort. Warum? das geht niemanden etwas an!

„Nun, habe ich nicht recht?“ meinte der Beter. „Das ist deine Sache nicht; aber antworte mir doch, ist dir denn einmal so etwas passiert? Du bist mir ganz so aus.“

„Na, dann schenk nur frisch ein, wenn ich das erzählen soll; denn bei der Geschichte wird es jedesmal der Hals trocken. Es ist, sag' ich, eine ganz kuriose Geschichte, bei der ich mich wie ein börener Esel benommen habe; aber es schadet mir gar nichts, hab' doch mein Freude daran gehabt und —



Da kommt eines Abends ein junger Bursch auf mich zu, fragt mich, ob ich der Steuermann jenes Schiffes sei.

das bejabe, bittet er mich himmels hoch, ich möchte ihn nach Amerika mitnehmen. Geld hab' er aber nicht, um die Passage zu bezahlen. Na, in meinem Leben hab' ich mich so herzlich gelacht! Was sich so ein Bursch nur denkt, ohne zu bezahlen, mitzunehmen und ihn unterwegs zu füttern. Ich sagte ihm, wie unsinnig sein Rathlag wäre und daß außerdem auf dem Schiffe kein Platz mehr sei. Er ließ traurig den Kopf hängen und aus seinen blauen Augen leuchtete ein so herber Schmerz, daß es mir mit einem Male leid that, vorhin so herzlich gelacht zu haben. Nun fragte er mich, ob ich Kapitan eines Auswanderungsschiffes kenne, der ihn unentgeltlich mitnehmen wolle, und als ich ihm feines anfab — denn mir war der Gedanke gekommen, daß irgend eines dummen Streiches halber so schnell herzu- wollen —, da holte er mir seine Papiere hervor und zeigte mir, daß alles mit ihm in Ordnung sei. Nun gab ich mir Mühe, dem armen Narren das auszuweisen, daß er von irgend einem Kapitan oder Agenten

ahrt erlangen würde, denn das kannst du dir doch denken, daß diese Herren lieber ein paar Passagiere mehr, als das Neglement erlaubt, mitnehmen, wenn dieselben gut bezahlen, als einen armen oder gratis. Er hörte mir wie ein Mensch, der at, zu und auf einmal — na, ich werde mein lang daran denken — kößt der Sacraments-je mich zurück, schreit: „Wenn ich nicht über's er komme, bleibe ich im Wasser!“ — und plumps! liegt er im Wasser. Ich besinne mich nicht runter mit der Jacte, weg die Mütze und ps! bin ich ihm nach. Das ist dir eine ganz selbte Geschichte in den Bassins, sage ich dir; da gar zu leicht, unter den Kiel eines Schiffes zu en, und wenn man 'mal da drunter ist, dann bleibt gefälltigt da. Aber es ging. Ich erfaßte den Kerl en Haaren, als er zum ersten Male wieder auf- te, und riß ihn trotz seines Sträubens und Min- mit mir zur Treppe. Na! den hab' ich dir mit Donnerwettern und Herrgottsakrament trat- daß alles trachte; aber was half's? Als ich ihn Trockene gebracht hatte, fing er seine Pitanei von n an: „Wenn ich nicht nach Amerika kam, geh' o ch ins Wasser.“ Nun frag' ich dich in unser's jotts Namen, Sinkender, was war da zu thun? brauchte bloß dem Burschen ins Gesicht zu en, um überzeugt zu sein, daß er so thun würde, r sagte, und man kann doch am Ende nicht mü- sehen, wenn ein Menschenkind sich mit kaltem e zerstören will! Da fiel mir glücklicherweise s ein. Unser früherer erster Steuermann hatte reiche Frau geheiratet und war nun selbst Kapi- eines ganz anständigen Dreimasters, der nach rita ging und gerade im Hafen lag. Zu dem te ich meinen Bezweifelten und erzählte ihm die hichte. Das war ein krenzbraver Kerl, er sah sich Burschen an, begriff, daß der ihm auf der Fahrt Dienste leisten könnte, und engagierte ihn als smatrosen. Der Bursche dankte mir mit Thränen n Augen, nicht etwa, daß ich ihn aus dem Wasser ten, sondern weil ich ihm die Überfahrt verschafft . „Na, dem brennt's,“ dachte ich, „was mag der drüben erwarten? Wer weiß, ob er in sechs aten es nicht schon wieder bereut, nicht hüben ge- en zu sein!“ — Well! nun schent ein, Sinkender, — kommt der zweite Teil meiner Geschichte und das igtentlich der Teil, bei dem mir die Rehle am ensten wird. — Also, am nächsten Montag segel- wir ab und das Schiff war dermaßen mit Aus- derten gefüllt, daß man nicht wußte, wohin man Fuß auf dem Deck setzen sollte, ohne auf einen zu n. In den ersten Tagen ist es ein abscheuliches n mit den Auswanderern; da wollen sie sich noch nicht an die Schiffsordnung gewöhnen und zwin- unfernein, zu schelten und zu schimpfen, was das g hält. Und weißt du, welche die Schlimmsten ? Das sind die Schneider! Das sind geborene olutionäre, und jedesmal, wenn die Auswanderer- an Bord kommt, läßt mich der Kapitän rufen und so viel Schneider!“ Dießmal hatten wir nur n und waren recht herzlich froh darüber. Du st sehen, wie es ganz anders kam. Kaum hatten Guxhaven hinter uns und waren auf hoher See, besagter Schneider zu mir kam und sich besagte, der Platz, der seinen zukünftigen Schwiegereltern teilt war, der schlechteste des ganzen Zwischendecks ce. Ohne ihm zu antworten, schob ich ihn vor-

läufig zehn Schritte zurück; denn er hatte die Linie passiert, die Zwischendeck- von Kajütenpassagieren trennt, und dann ließ ich ihn die Klage noch einmal wieder- holen. „So,“ antwortete ich, „nun, dann sehen Sie zu, daß ein anderer Passagier mit Ihren Schwieger- eltern tausche.“ Und damit ließ ich ihn stehen. Nun ging der Kerl zum Kapitän und der wies ihn an den Steuermann. Und so krateelte er den ganzen Tag hindurch; das Essen wäre nicht gut, er könnte sich auf seinem Lager nicht umdrehen, das Wasser rieche nach Theer u. s. w., u. s. w.! Das war ein schöner An- fang! Und so ging's die nächstfolgenden Tage weiter; ich hatte gehofft, daß die Seekrankheit den Matrosiz- schneider kirre bekommen würde, aber daraus ward auch nichts; der Kerl war seefest wie unsereiner! „Na, das wird nett werden,“ dachte ich. Aber es sollte noch ganz anders kommen. Als ich in der zweiten Nacht von meinem Quart am Steuer kam und nach meiner Koje ging, seh' ich ein Frauenzimmer auf den Tauen sitzen, den Kopf in den Händen und schluchzend, als wenn sie am Spieße gebraten würde. Vor ihr steht der Schneider und gestikuliert und spricht mit gedämpfter Stimme. Ich schleiche mich leise heran, verberge mich hinter dem Mast, und denk dir, was ich höre! . . . „Und wenn du nicht vernünftig bist, Luise,“ sagt der Nadelheld, „dann werde ich dir's schon auf eine an- dere Weise beibringen; hier sind wir nicht im Dorfe, wo du zu allen Basen und Verwandten gehen kannst und uns verllatschen; hier mußt du deiner Mutter und deinem Vater gehorchen, sonst geht's dir, hol mich der Teufel, schlecht. Du bist meine Braut, und drüben, ob du nun ja oder nein sagst, heirate ich dich, denn in Amerika ist es anders wie bei uns; da haben die Pfaffen gar nichts hineinzureden, also sei vernünftig, gehorche, geh zu Bett, sonst wecke ich deinen Vater und du bekommst die schönsten Prügel!“ — Na, höre, Sin- kender, das war mir doch ein wenig zu stark; ich mußte mich bei den Haaren nehmen, um dem Kerl nicht eins auszuwischen, daß er drei Wochen daran zu lauen hatte. Das Frauenzimmer heulte immer fort, daß es ein Erbarmen war. Nun ergriff sie der Mensch gar beim Arm und wollte sie mit sich fortziehen. Da sprang aber das Mädchen plötzlich auf und mit vor Thränen kaum verständlicher Stimme rief sie: „Wenn Er mich ansaßt, Schneider, spring' ich ins Wasser.“ Und nun ging das Gebalge los. Das durfte ich nicht leiden, das war gegen die Ordnung des Schiffes. Ich trat hervor und mit einem Rucke lag das Schnei- derlein zehn Schritte seitwärts auf einem Haufen Tane; das Mädchen führte ich leise auf ihren vorigen Sitz zurück und wies ihr an, sich ruhig zu verhalten. Der Schneider räsonnierte, schimpfte, wollte sich beim Konsul klagen u. s. w.; ich führte ihn ganz ruhig zu der Treppe, die ins Zwischendeck führt, und stellte ihm die Wahl zwischen Hinunterfliegen oder Hinuntersteigen. Er zog letzteres vor und ich bedeutete ihm, daß, wenn er noch einmal des Nachts Skandal mache, man ihm ein ganz anderes Lager geben würde. Er wollte noch schimpfen, aber ich streckte meine Hand nach ihm aus und wie ein Pfeil war er die Treppe hinunter. Nun ging ich und setzte mich neben das Mädchen und redete ihm gut zu, sie solle vernünftig sein und sich nicht zum Gespött und Gelächter der andern Passagiere machen. Sie weinte sich recht satt, erzählte mir, daß ihr Stiefvater sie zwingen wolle, den garstigen Schneider zu heiraten, daß ihre Mutter zu allem, was ihr Mann wolle, Ja sage, und daß sie lieber zehnmal ins Wasser ginge, als dem ihr Verhassten anzugehören. Sie fürch-

tete sich vor Amerika, wo, wie der Schneider ihr gesagt, man sie verheirathen würde, ob sie nun wolle oder nicht. Ich redete ihr den Unsinn mit der größten Schwierigkeit aus — sie hatte zu viel Furcht —, tröstete sie und gab ihr zu verstehen, daß wenn auf dem Schiffe sie sich über den Schneider zu beklagen hätte, sie nur getrost dem Kapitän oder mir ein Wort zu sagen brauche, wir würden schon das Schneiderlein durch Güte oder durch Gewalt zur Vernunft bringen. Nach und nach beruhigte sie sich auch und ich führte sie zur Treppe. — Siehst du, Hinkender, so machte ich die Bekanntschaft jener Luise, die mir so viel Gram und Sorge und Kummer gemacht hat, ohne daß das arme Ding eigentlich etwas dafür konnte.“

Der Better fuhr bei diesen Worten mit der Hand über die Stirne und seufzte tief. Der Hinkende schenkte ihm von neuem den Becher voll, aber jener stieß ihn von sich. —

„Ich will nicht mehr trinken,“ sagte er, „denn oft genug hat sie mir gesagt, daß sie es nicht ausstehen

könnte, wenn ein Mann so viel tränke. Siehst du, Freund, die Luise war ein herziges Mädchen und in meinem Leben hab' ich kein hübscheres gesehen! Und dabei war sie so gut und so lieb und so traurig, daß einem das Herz ordentlich warm und bewegt wurde, wenn man mit ihr redete. Kurz, was soll ich dir da eine lange Geschichte erzählen — ich war verschossen bis über die Ohren! — Und sie konnte mich auch ganz gut leiden, denn ich that alles Erdenkliche, um ihr das Leben auf dem Schiffe so angenehm wie möglich zu machen. Von ihrem Schneider hatte ich sie bald befreit, denn die Matrosen hatten etwas gehört von seinen Verfolgungen und

sahen auch, wie ich mich ihrer annahm. Das genigte, daß der Schneider sich nicht mehr auf dem Deck sehen lassen durfte, ohne daß ihm irgend etwas Unangenehmes passierte; bald bekam er einen Eimer Wasser zwischen die Beine, bald riß ihn ein plötzlich stramm gezogenes Tau um, er wurde gestossen, gepufft, daß es ein Vergnügen war, und dazu noch von den andern Passagieren ausgelacht, die weder ihn noch Luise's Stiefvater, der fast stets betrunken war, ausstehen konnten. Die Reise ging vertheufelt langsam für den Kapitän und die Passagiere, denn wir hatten konträre Winde; für mich ging sie viel zu schnell, wenn ich daran dachte, daß ich in Newyork die Luise nicht mehr zu sehen bekommen sollte. Der Gedanke wollte mir gar nicht in den Kopf hinein! Manchmal des Nachts, wenn ich am Steuer stand und in den sternbesäten Himmel schaute, dann baute ich mir Lustschlösser, die mir mehr zu Kopf ließen, als es eine Flasche Rum gethan hätte. — Wenn wir in Newyork ankommen, dachte ich, dann

bringe ich sie irgendwo unter, und ohne mir zu schmeicheln zu wollen, ist doch ein bedeutender Unterschied zwischen einem strammen, ehelichen Ehemann wie ich es war, und dem Malefizschneider; ein Stück Geld habe ich mir auch zusammengehaut — wird sie meine Frau — ich nehme sie mit nach Newyork zurück und wenn ich dann jedesmal von der Frau und ... gieb mir zu trinken, Hinkender, es ist alles anders. — Ich hatte schon lange bemerkt, daß sie so furchtbar traurig war und oft gang im stolbenen weine; aber immer hatte ich mir gesagt, daß sie die Furcht um ihr zukünftiges Schicksal soviel wie möglich suchte ich sie zu beruhigen, es ging nicht; sie ließ den Kopf alle Tage mehr sinken, schaute in die See und mancher Tropfen aus ihren lieben blauen Augen hinein. — Und so ging endlich unsere Reise zu Ende; der Schneider freute sich wie ein König, daß er ans Land käme und von dem lästigen Steuermann befreit wäre; er wußte aber nicht



„Du bist meine Braut und drüben, ob du nun ja oder nein sagst, heirathe ich dich.“

daß ich mit dem Kapitän gesprochen, und daß er, nachdem ich ihm alles barflehig erzählt, mir versprochen hatte, die Luise zu seiner Schwiegermutter, eine kreuzbraven Frau zu bringen, die sich um die Lühg ihrer armen Tochter würde. — Endlich brachten wir in Newyork an; das gab eine Scene, als das Mädchen mit ihrem verführerischen Stiefvater und dem Mutter fortrollte, sondern von dem Kapitän Frau abgeholt werden sollte. Das war ein Heidenpektakel, und die Behörde mochte nicht schreiten, um den Mädchen seine Freiheit zu wahren; denn drüben es ganz anders war, da nimmt die Behörde einen jeden in Schutz, der

gezwungen werden soll, etwas zu thun, was er nicht will. Nun daß aber mal auf, Hinkender, wie es um Luise und dann sollst du mir sagen, ob du je so etwas in irgend einem Buche gelesen hast! — Es war alle Welt und der Kapitän, seine Frau, Luise und ich, wir liefen uns ans Land rudern; ich war wie im Himmel, denn ich hatte beschlossen, nicht lange wie eine Kage um die Drei herumzugehen, sondern am selben Abend mit dem Mädchen noch frei und ehrlich, wie es einem rechtlichen Seemann geziemt, meine Hand anzutragen. Die Luise hatte rote Augen, denn die Auftritte mit ihrer Mutter hatten sie stark mitgenommen — eine Mutter doch ja doch immer eine Mutter, wenn sie auch nicht taugt. — Gut! wir kommen ans Land, wir steigen aus, wir bereiten uns vor, durch die Docks in die Stadt zu geben, da — höre, Hinkender, und wenn ich tausend Jahre alt werde, kann ich den Augenblick nicht vergessen — da stößt die Luise mit einem Male einen Schrei aus — streckt die Arme von sich, schmeißt ihren Füßen ... aber im Augenblick, wo ich sie

will, denn ich fürchtete, sie würde umfallen —
 ist sie sich aus meinem Arme los, stürzt vor-
 und . . . ein zweiter Schrei ertönt — ein Mensch
 ihr entgegen — sie fallen sich in die Arme . . .
 und küssen sich, daß . . . na, ich sag' dir, mir
 blau und schwarz vor den Augen! Kannst du
 ein Sturzbad begreifen, wie dasjenige war, welches
 bekam? — Der Kapitän und seine Frau
 mich groß an und ich steh' wie ein begossener
 da! Endlich haben sich die beiden genug ab-
 — und kommen auf uns zu; ich sehe sie gar
 an; da sagt die Luise, und jedes Wort ist mir
 tief ins Herz: „Das ist mein Peter, Steuermann,
 Schatz, mit dem ich schon seit drei Jahren gehe,
 den sie mir nicht geben wollten, weil er ein

Bursch ist. —
 das ist der gute
 ermann, der mich
 der ganzen Reise
 den Schneider
 ist hat und . . .“
 heb' jetzt den
 auf . . . und —
 Hinkender, ich den!
 ll verrückt werden
 auf einmal fliegt
 ein Kerl an die
 l, kriegt meinen
 zu packen und
 ist mich ab, daß
 ich kaum verteidigt
 kann. — „Das ist
 ich mein Steuer-
 mann.“ schreit er,
 selbe, der mich aus
 Elbe gezogen hat,
 ich mich aus Ver-
 lung, meiner Luise
 folgen zu können.
 Leben bringen
 tel!“ Und nun
 ut der auch noch
 küßt mir gar die
 de — und — na,
 sage dir — es war
 Töthverden!“
 er Vetter unterbrach
 und schwieg eine Wei-
 ann sagte er plötzlich:
 r, Hinkender, wir
 en von etwas an-
 nsprechen; es ist jetzt
 abe neun Jahre her, daß die Geschichte passiert ist,
 ich kann immer noch nicht daran denken, ohne daß
 mir das Herz zuschnürt, und . . . schau, es giebt
 jensliche, wo man ein schlechter Kerl ist . . . und
 solchen Augenblicken hab' ich mir oft gesagt: Hättest
 den Peter in der Elbe liegen lassen, als er hinein-
 ng, dann wärest du heute ein glücklicher Mensch!
 ichentlich! nicht wahr? aber ich will mich nicht besser
 chen, wie ich bin, und ich habe herzerbarmend ge-
 en; denn ich liebte die Luise mehr, als ich es selbst
 itel! Doch nachher schämte ich mich immer bis in
 Seele, wenn ich so etwas gedacht. Was half's? —
 nun spreche ich auch nie davon und denke so wenig
 möglich daran. — Und nun schenk ein, laß uns
 toßen und freue dich, daß dir nie so etwas pas-
 t ist!“



Das Küssen, das Jubeln und das Kindergeschrei! . . . Herr, du meine Zeit! —
 das war ärger wie ein Jahrmarkt.

„Aber die Geschichte ist ja noch nicht zu Ende,
 Vetter. Was ist denn aus der Luise geworden?“

„Na, die heirateten sich . . . das versteht sich doch
 von selbst!“

„Die hatten ja aber beide nichts, wie du mir erzählt
 hast!“

„Was bist du doch für ein dummer Kerl, Hinkender!
 Hab' ich dir nicht gesagt, daß ich mir ein gut Stück
 Geldes erspart hatte! . . . Nun? was glosest du mich
 an? . . . Ich hatte es ja doch schon für die häusliche Ein-
 richtung der Luise bestimmt; — ob sie nun mich gebeir-
 ratet hat oder ihren nassen Peter, das war gleichgültig —
 das Geld war für sie bestimmt! . . . Sie haben sich da-
 mit einen kleinen Laden in Baltimore eingerichtet, haben
 mir oft geschrieben, daß es ihnen gut ginge, ich hab'
 ihnen aber nie geant-
 wortet, ich will mit
 dem Volk nichts mehr
 zu thun haben!“

„Hör, Vetter,“ sagte
 der Hinkende, indem er
 die Hand des Seemanns
 herzlich in seine beiden
 drückte, „du bist ein
 ganzer Kerl — du ver-
 dienst, glücklich zu wer-
 den. Weißt du was?
 Im nächsten Jahre lasse
 ich deine Geschichte in
 den Kalender schreiben,
 und da wird sich wohl
 schon ein ehrliches Mäd-
 chen finden, die es liest
 und dich zum Mann
 nimmt!“

„Dann schlag' ich dich
 tot, du geschwätziger
 Stelzfuß, ich will von
 keinem Weibsbild mehr
 etwas wissen, ich will
 keine mehr sehen, keine,
 hörst du, darf mir in
 den Weg kommen. . .“

„Nicht 'mal die Anna
 Maria, die da eben wie-
 der kommt. Sieh dir
 'mal das Mäd'el an,
 Steuermann! sieht sie
 nicht aus wie der lieb-
 bastige Frühling? Und
 ehrlich und brav ist sie
 auch! Es ist ihr recht

schlecht gegangen, eh' ihr Bruder von drüben wieder
 kam; aber niemand konnte ihr auch das Reisseste nach-
 sagen. Willst du wetten, Vetter, daß, wenn ich sie
 herankufe und ihr deine Geschichte erzähle, sie dir mit
 ihren Kirschenslippen einen Kuß auf dein verwettertes
 Gesicht giebt?“

„Alter Narr!“

„Willst du eine Flasche Deidesheimer wetten — ja
 oder nein?“

„Zwei, wenn du willst — bezahlen mußt du sie doch.“

Da rief nun der Hinkende die Anna Maria heran,
 mit der er gut befreundet ist, ließ sie sich setzen und
 erzählte ihr die Geschichte seines Veters. — Es mach'
 nun aber einer seine Rechnung auf die Weiber! . . .
 Das sind Wesen, bei denen selbst der alte Herr in
 Rom sein Latein verlieren würde! . . . Wißt ihr, was

... hat, die Anna Maria? — Sie hört so aufmerk-
sam zu, als wenn der Pastor ihr das Evangelium
vorliest; sie starrt den Vetter mit ihren großen, brau-
nen Augen an, die wie Kohlen leuchten, und als der
Hinkende fertig ist und sagt: „Nun gib dem Vetter
einen Schmatz!“ — da springt das Sappermentsmädel
auf, stößt den Stuhl fort, daß er umfällt, und ohne
ein Wort zu sagen, läuft sie weg, als wenn der Gott-
seibeins ihr auf den Hals brennte! —

„Da, ha, ha!“ lachte der Vetter — „den Beutel her-
aus, Hinkender! Ein ander Mal wirst du nicht auf
deine Anna Maria wetten; aber hübsch ist das Mädel,
das muß ich sagen! — Der Kusch hätte ganz gut ge-
schmeckt! . . . Ei was, der Deidesheimer schmeckt noch
besser!“

Der Hinkende fragte sich hinter dem Ohr — er
begriff das nicht; — daß er sich so seinem Vetter ge-
genüber mit seiner Frauenkenntnis blamiert hatte,
schmerzte ihn mehr als der Verlust seiner Wette.
Er bestellte den Wein, stieß kopfschüttelnd an — trank —
und die Flasche war leer, ehe er sich von seinem Er-
stannen erholt hatte. . . . War der Anna Maria et-
was begegnet? . . . War sie plötzlich krank geworden?
. . . . Um! . . . Das war doch zu toll! Nun hatte
der Vetter sich revanchieren wollen und hatte auch eine
Flasche bestellt, und er fing von seinen weiten Reisen
an zu erzählen und von dem Leben in den Häfen-
städten und von seinen Zukunftsplänen, von den
Deutschen in Amerika und von Gott weiß was, so
daß die Anna Maria dem Hinkenden endlich mit der
Zeit doch aus dem Kopfe kam und er, vom Wein
angeheitert, auch wieder munter und frischer Dinge
ward.

Da wird mit einem Mal die Hintertür der Schenke,
welche auf den Feldweg geht der zur Stadt am näch-
sten führt, aufgerissen, eine Frau stürzt herein, zwei
Kinder folgen ihr, ein Mann mit großem Strohhut ihr
nach und hinter dem Mann die Anna Maria, die auf
uns mit dem Finger weist und ruft: „Da . . . da sitzt
er . . .“ Hört Leute! Nun fragt mich aber nichts mehr,
ich weiß nicht, was geschah! . . . Das war ein Ge-
schrei und ein Gejauchze und ein Jubel, daß man
kein Wort verstand; zumal der Hinkende nicht, den
der Malefizkerl mit dem Strohhut umgerissen hat, als
er auf den Vetter mit ausgebreiteten Armen lossprang.
Aber seine Frau war doch früher da als er, und nun
ging's los das Rufen und das Jubeln und das Kin-
dergeschrei! . . . Herr, du meine Zeit! — Das war ärger
wie ein Jahrmart!

„Steuermann, guter lieber Steuermann!“ — so tönte
es — „Gott sei gelobt — hier im Heimatlande sehen
wir uns wieder! Warum habt Ihr unsere Briefe nicht
beantwortet? Jetzt bleibt Ihr hier — das sind meine
Jungen — der eine muß Seemann werden. — Steuer-
mann, lieber Steuermann . . .“

Endlich erhob sich der Hinkende und sah seinen
Vetter, den all das große und kleine Volk bald er-
drückte, nur die Anna Maria stand etwas entfernt
davon und wischte sich die Augen mit ihrer Schürze.
Von der konnte man doch etwas erfahren. — „Wer
ist denn der Strohhut mit dem Kerl drin, der mich
umgerannt hat?“ fragte der Hinkende.

„Mein Bruder Peter . . . hi, hi, hi . . . der vorige
Woche . . . hi, hi, hi . . . mit seiner Frau . . . hi,
hi, hi . . . der Luise, aus Amerika gekommen ist . . .
hi, hi, hi . . . und mit seinen Buben . . . und der
sich hier ankaufen will. . . . Er hatte uns die Ge-
schichte mit dem Steuermann schon geschrieben . . .“

hi, hi . . . und der Schlag hat mich beinahe getödtet
als Ihr mir vorhin den Mann zeigte, der meine
Mistie gerettet und glücklich gemacht hat.“

„Na,“ murmelte der Hinkende vor sich hin, be-
vor Nahrung etwas ins Auge gekommen war, weil
sich auszuweichen mußte — „das Erwildwort hat
recht: Nur Berge begegnen sich nicht!“

Da fällt ihm aber ein, daß er sich verprochen hat
auch das Getränk zu nennen, welches den Durst
und die Freude vermehrt! . . . Um! Galt ihr's
nicht erraten? . . . Zuerst säet Wohlthaten . . .
dann bei der Erinnerung an dieselben erweist
sich die beste Glas und leert es, und das Getränk, welches
darin ist — und wenn es auch schändes Wasser
wird doch euren Durst löschen, doch eure Freude
mehren und die Rück Erinnerung an eure gute That
erhöhen! — —

Aber zwischen dem Hinkenden und seinen
schwimmt heuer eine Streitfrage, die leicht in einen ge-
artigen Prozeß ausarten kann, wenn die beiden
Petersinnen sich nicht als Schiedsrichterinnen ins
Schlagen. Es handelt sich um die Wette mit dem
Deidesheimer. — Wer hat sie eigentlich verloren?
Es ist wahr, daß die Anna Maria ihn nicht
darauf geküßt hat; aber da sich beide zu Misshandlung
heiraten, wird sie ihn doch wohl bis dahin nicht
schmachten lassen!

Was meint ihr, liebe Petersinnen, hat der Hinkende
Wette gewonnen oder nicht?

Wilhelm Kaiser.

Aus Kaiser Wilhelms Leben von Robert von Hagen.



Ich erzähle sie daher getrost weiter.
Na also — begann er — es war anno 1848
Die großen Wandbier wurden in unserer Nähe abge-
halten und da überraschte uns eines schönen Tages
Freudenbotschaft: „Morgen kommt der König hier her“

enbahn an, besteigt dann den bereitstehenden Wagen

führt auf das Manöverfeld. „Jungens,“ sagte ich zu meinen Schülfern, „mordet mir im Sonntagsstaat anzutreten, hübsch

ber und reinlich; daß mir keiner ungewaschen kommt

er ungelämmt! Hört ihr?“

„Ja, Herr Lehrer!“ schrien die Bengels wie toll

Freude, ihren König, welchen sie bisher nur auf

u-Kuppener Bilderbogen gesehen, nunmehr von An-

sicht zu Angesicht schauen zu dürfen. „Und dann

schieren wir zur Bahnstation,“ fuhr ich fort. „Und

te euch dann der König — einen oder den andern

wie's Majestät oft zu thun beliebt, ansprechen, mißt

nicht gar zu blöde thun, hübsch kurz und laut an-

reden mit: „ja, oder nein, Ew. Majestät!“ — Also

ist es euch: keine dummen Gesichter machen, wenn's

gleich ist; kurz und bündig: „ja, oder nein!“ so liebt

der König. Zur Vorfeier des morgigen Tages ist

Schule heute schon um eine Stunde früher aus-

et nach Hause!“

Jubelnd eilten die Knaben heimwärts, indes die

apfstraße, durch welche der König seinen Weg nehmen

sie, bereits mit grünem Laubgewinde und schwar-

zen Fahnen geschmückt wurde.

Hinblickend mit dem

selbstindigten Extra-

traf am nächsten

orgen der König

aber stimmte ein herzliches Lachen an, in welches die

Jungens in ihrer Dummheit noch obendrein mit ein-

stimmten, und meinte: „Ja oder nein! die Jungens

werden wohl das richtige getroffen haben, Herr Lehrer!“

Nur einer der Schüler war ernst geblieben. Er ließ

sein Auge von dem Könige, es schien, als wollte er die

Gelbengesicht Wilhelms seinem Gedächtnis und seiner

Seele für allezeit einprägen. Aus seinen Blicken sprach

die unbegrenzteste Bewunderung, Ehrfurcht und Vere-

hrung für den Landesvater, der da vor ihm stand und

von dessen Blick er soeben getroffen wurde. Es war

ein hübscher, etwa 11-jähriger Knabe mit einem präch-

tigen blonden Lockenkopf und mit hellen blauen Augen, die

ernst, aber treuherzig in die Welt hinausschauten. Was

ihn unter seinen Kameraden aber vor allen bemerkbar

machte, das war eine silberne Medaille, welche, am

Band getragen, seine Brust zierte.

Der König winkte ihn heran.

„Wie heißt du?“ fragte er gütig.

Und mit heller klarer Stimme, dem König frei und

furchtlos ins Auge blickend, erwiderte er lähn: „Ich

heiße gerade so wie Ew. Majestät!“

„So! Also du heißt Wilhelm. Nun aber dein

Familienname?“

„Ew. Majestät,

Herr König, ich heiße



„So — legt halte dich fest an mich — hier — gib die eine Hand her!“

„So — legt halte dich fest an mich — hier — gib die eine Hand her!“

„Jahre später gewissermaßen zum Propheten werden

lassen.“

„Und was trägst du denn da für eine Medaille?“

fragte der Monarch, welchem das aufgeweckte Wesen

des kleinen Wilhelm zu gefallen und das ihn zu unter-

halten schien.

„Ew. Majestät, Herr König — das ist die Rettungs-

medaille.“

Als mich nun der König fragend ansah, da erstattete

ich unterthänigst Bericht darüber, wie Wilhelm Kaiser



BLB

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

dem Hause zujahte, standen die übrigen, jammernd und weinend, ratlos da. Plötzlich tauchte der Kopf des kleinen Berunglückten wieder auf der Oberfläche empor, und es glückte ihm, mit beiden Händen den Eisrand der Öffnung zu erfassen, ja sogar sich mit dem einen Oberarm auf denselben zu stützen. Er schrie aus Leibeskräften — jeden Augenblick konnten ihm die schwachen Kräfte versagen und schon begannen Arm und Hände des Berunglückten zu erstarren; keine erwachsene Person war auf Schwelte zu erblicken. Da kam der kleine Wilhelm Kaiser eiligst vom Ufer aus auf die Eisfläche zugelauert und rief seinem in Todesgefahr schwebenden Kameraden zu: „Karli! Karli! halte dich nur fest! — Ich komme!“ Und dabei eilte er kühn der gefährlichen Stelle zu. In unmittelbarer Nähe angelangt, legte er sich flach auf das Eis und glitschte und rutschte so vorwärts. Da war er! Gottlob! „Karli! Karli!“ rief er. „So — jetzt halte dich fest an mich — hier — gib die eine Hand her! — So, jetzt laß los!“

„Ich kann ja nicht, Willem, — ich kann ja nicht,“ schrie der arme Knabe laut weinend, „wenn ich loslasse, dann falle ich ja wieder runter!“

Da erfaßte der kleine Wilhelm, auf dem Bauch knapp an dem nassen Grabe liegend, entschlossen mit der einen Hand den Rodtragen seines Kameraden und mit der andern das lange Struppe Haar — und nur

selbst vor Aufregung weinend, wohl auch aus Angst, daß ihm sein Werk nicht gelingen könnte, rief er: „So, Karli, jetzt kommst du! — ich lasse dich nicht los — so — noch mal — so, und jetzt, jetzt halte dich an mir fest — und —“

Der liebe Herrgott selbst mag dem kleinen Lebensretter beigestanden haben — noch ein Ruck und die beiden Knaben lagen nebeneinander auf der sichern, festen Eisruhe. Gerettet, gerettet!

Der Herr Pastor, der eben nach dem benachbarten Dorfe J. fuhr, kam gerade dazu, als die Rettung vollbracht wurde. Er war es, welcher einen Bericht über die heroische That des Knaben der Regierung einsandte, und die Folge hiervon war die Rettungsmedaille, welche der Knabe heute stolz auf der Brust trägt.

„Das ist brav, was ich da von dir höre, mein Sohn,“ sagte König Wilhelm huldvoll und klopfte dem kleinen Kaiser auf die Achsel. Mich aber fragte Se. Majestät nach der Ausführung des Knaben, welche ich als vorzüglich bezeichnete — und nach den Verhältnissen seiner Eltern, die ich als brav, aber unbemittelt schilderte.

König Wilhelm hat ein vorzügliches Gedächtnis. Acht Tage später erhielt die Familie des kleinen Wilhelm aus der Privatschatulle des großen Kaisers ein allerhöchstes Gnadengeschenk von 50 Thalern?

Fünfzehn Jahre waren seither verfloßen. Seltsamlich einer Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser weilte der nunmehrige Kaiser von Deutschland in der altgetreuen Preußenstadt Königsberg, und allgemeine Paraden wurden abgehalten zu Ehren der Armee des Allerhöchsten Kriegsherrn.

Bei einem solchen kriegerischen Schauspiel war es das, als der kaiserliche Herr die Front eines Regiments abritt, ihm die martialische Gestalt eines mit dem fernen Kreuz 1. Klasse und zwei andern Ehrengeschmückten Unteroffiziers aufstieß. Der Kaiser hielt an.

„Das Kreuz, für was?“
 „Für Gravelotte, Ev. Majestät!“
 „Und die Medaille da?“
 „Rettungsmedaille, Ev. Majestät!“
 „Sie heißen?“



Bei einem solchen kriegerischen Schauspiel war es das, als der kaiserliche Herr die Front eines Regiments abritt. greißes und er sagte: „Ah, also der kleine Propbet ist das, was mir damals noch unerwartetes Regiment prophezeite.“

Ja, Ev. Majestät, derselbe!“ erwiderte der kleine Kriegsmann und aus seinen Augen leuchtete Erwartung, indes sein Antlitz sich dunkelrot überzog.

„Nun, der kleine Propbet ist ja, wie ich sehe, zu einem tüchtigen Krieger herangewachsen. Die Prophezei ist durch Gottes Fügen und Walten eingetruwen. Ich so will ich mich denn auch noch im Prophezeien versuchen; wollen sehen, ob's eintrifft! Unteroffizier Wilhelm Kaiser — Sie können ja noch immer obzercieren!“ Und dem einzig mit den Paradehelfern auf festem Boden angewurzelten, sonst aber in allen Dingen schwebenden Unteroffizier fremdbüchlich zumutete ritt der erlauchte Kriegsherr die Front entlang.

Auch diese Prophezeiung — was Wunder — ist eingetroffen. In den Nominativlisten des Regiments gab's zwei Tage später einen neugeborenen Feldwebel — den Feldwebel Wilhelm Kaiser von der 6. Kompanie.

zum Könige die kleine verbürgte Geschichte vom Wilhelm und Wilhelm Kaiser füglich als zu erzählt betrachtet werden. Aber so mancher Leser vielleicht doch noch wissen, wie's dem glücklichen unserer Erzählung des weitern ergangen ist. So kann dem noch getrost verraten werden, daß eben Wilhelm Kaiser, dank seiner ausgezeichneten Tugenden, sowohl im Kriege wie im Frieden, und dank der persönlichen Gnade seines geliebten Königs, eine prächtige Stellung im Civilstaatsdienste hat und seit circa 5 Jahren mit der bildhübschen Tochter des Bäckermeisters W... aus N., Geburtsort, überglücklich verheiratet ist. Derjenige, demgemäß sein Schwager hätte werden sollen, Karl, den er seinerzeit vor dem nassen Grabe — der arme, arme Karl — vor der fückischen die bei Spichern seine Brust durchbohrte, und im kühlen Grabe, in das sein Kamerad ihn gepfermochte er ihn freilich nicht zu erretten. Aber viel ehrenreicher, ruhmvoller und schöner war der Tod auf dem Felde der Ehre als jener, dem 31 Jahre vorher verfallen gewesen wäre ohne Kameraden Hilfe. Diente doch jedes Tröpfchen Blut, das die heldenmüthigen Söhne auf den weiten Schlachtfeldern 1870—1871 vergossen, gewissermaßen zum Neubau des großen gemeinsamen Vaterlandes, das wir da nennen: Deutschland, Deutschland über alles!

Das Weiskrunngrüabergl.

Erzählung aus den Bergen von Al. Weisk.

I.



Wo Friede und Eintracht wohnen, dort wird selbst die ärmste Hütte zum Paradies. Nicht doch die Liebe mit ein, die alles beglückende Liebe. Ein solches Häuslein wissen wir tief drinnen im Tiroler Bergland. In das selbe soll der Leser uns begleiten. Freundlich lugt es von sanfter Höhe ins Thal und warmer Sonnenschein fließt sich durch die offenen

Fenster ins Stübchen hinein. Ein Mädchen, kaum zehn Frühlingsjahre alt, waltet drinnen in häuslicher Regleit. Jedes Stübchen mußte fort und Thoren und Bänke waren blendend weiß und sauber wie Mädchens Gesicht rosig und fein. Die einfache, keidsame Tracht: blaues Köckchen, schwarzes Kaol und mattblaues Einsteckbüchel mit weißen Franzen, montierte günstig mit dem blonden reichen Paarschlecht den frischen Weichenangen der anmutigen Maid. Drei lag auf ihren schönen Formen und Jugendlust

und Sorglosigkeit ließen das Mädchen singen und jodeln, daß es im kleinen Wohnungsraum wiederhallte und melodisch hinausdrang zu den muntern Vögeln auf Bäumen und Busch.

Eine noch rüstige, ältere Frau trat jetzt in die Stube; sie blieb auf der Thürschwelle stehen, warf einen prüfenden Keimerblick ordnungsliebender Hausfrauen auf das geschäftige Treiben der jungen Maid. Sie war zufrieden, hatte keine Ausstellung entdeckt und mit Stolz und sichtlicher Freude ruhte jetzt das Auge auf dem rührigen Mädchen. Das würdige Weib war der letzten glückliche Mutter.

„Kosl, jetzt hörst einmal auf zu riebeln und puzen, Dirndl,“ sprach freundlich die Mutter, „sonst segst du noch die Tischplatten durch!“

Das Mädchen hielt in Sang und Arbeit inne, steckte das breite, gewandschützende Fürtuch (Schurz) an einer Seite auf und erwiderte: „Macht nichts, Mütterl! Der Bruder ist Zimmermann, der kann wieder eine neue machen!“

„Ist aber alles so sauber, daß man auf dem Stübelboden essen könnt!“ lobte die Mutter und strich dem Mädchen das blonde Haar aus dem erhitzten Gesicht.

„Nun, wennst nur du zufrieden bist, Mutter, dann bin ich's auch; aber schau, morgen kommen die Herrschaften von Wien, unsere beständigen Sommergästl, und da darf schon alles hübsch proper sein.“

„Bist halt a rübrig's Madl, das mir Freund' macht!“ erwiderte die Mutter und wiederholte ihr schmeichelndes Streicheln, als ein junger bildhübscher Bursche in die Stube strömte, eine buntseidene Schützenjabne tragend.

„Grüß Gott, Mütterl und Schwester!“ rief er freudig erregt und gab beiden die Hand. „Da schaut mir, meine Lieben: das erste Haupt hab' ich mir herausgeschossen und 15 Gulden Geld noch dazu. Das Geld, Mütterl, ist dein! — und das schöne Tischl der Kosl, es paßt just zu ihren blauen Augerln!“ fuhr der glückliche Schütze fort und ließ die Begrüßten kaum zu einer Antwort gelangen.

Mutter und Schwester drängten sich heran, um das schöne Schützenbest zu bewundern, und der Bursche hatte recht, weil er das himmelblaue Seidentuch für seine Schwester bestimmte. Ein Blick voller Liebe aus ihren freundlichen Augen lohnte den aufmerksamen Bruder, während ihr Mund hundert Schmeichelworte plauderte. Die Mutter aber machte eine abwehrende Gebärde und sagte zu dem freigebigen Sohn: „Franz, dein Geld magst du b'halten! — in acht Wochen mußt du noch Junsbrud zum Militär, da wirst du es brauchen können!“

Für Augenblicke trübte sich das Mutterantlitz, die einzige Sorge trat auf demselben hervor; Sohn und Tochter aber, die dies schnell gewahrten, waren schon zum Trösten bereit.

„Laß dir das mit ankommen, Mütterl!“ sagte Franz. „Ich bin gern Soldat und an' Kaiserjäger werd' ich machen, daß Kaiser und Land ihre Freud' sollen haben und du und d'Kosl stolz sein werdet, wenn ich komm' in der schmunen Uniform,“ schloß er begeistert.

„Und Frieden, wie bei uns, ist im Land, Mutter, und alle, ob reich oder arm, müssen dienen!“ setzte Kosl hinzu; „selbst der Reimberger-Toni, der reichste Qua auf zehn Stunden, muß mit dem Franzl einrücken!“ Und sie deutete nach dem Thal auf einen prächtigen Hof, den stilllichsten in weiter Rund'.

„Ja der Toni, mein G'spiel, muß auch mit hinein,“ versicherte Franz. „Und gestern, als wir mit'samm' zum Schießen ausgingen sind, hat uns der Förster Honig

verzählt, daß z'Gastein drin unfer geliebter Landesvater mit dem Kaiser von Deutschland einen Bund geschlossen hat, vor dem alle Weltschen zittern. Also, Mütterl, sei guten Mutz, es giebt keinen Krieg, und wir werden am Jselberg höchstens Scheibenschießen und Punkte treffen, daß es nur so eine Freud' ist!"

"Unser Herrgott gieb's!" sprach die Mutter schon wieder getröstet; denn in der Nähe ihrer lebensfrischen, herzensguten Kinder wich schnell jede Sorge. Franz hatte jetzt erst Zeit gewonnen, Stutzen, Rucksack und Out abzulegen, und setzte sich neben die Mutter, während Rost einen kleinen Imbiß für ihn herbeibrachte. Es gab noch viel zu erzählen von dem Festschießen und wie es außer dem Thal in der Welt zugehe.

"Aber, Mütterl," sagte unter anderm Franz, "Mütterl, das Schießen ist doch das schönst' Vergnügen auf der Welt! Und wenn ich Zeit hät' um Geld wie der Reinberger-Toni, dann thät' ich schon lieber auf die Schießen reisen und den Gamsböckln nachsteigen, als zimmern und hobeln daheim!"

Die Mutter mußte nicht angenehm berührt worden sein durch Franzens offene Mittheilung, mit welcher er eine Leidenschaft verriet, an der er schon lange hing. Sie schaute ihn überrascht an und erwiderte: "Mein Bua! das hör' ich nit gern. Es kommt selten was Gutes heraus mit der Schießpassion. Schau, wie glücklich sind wir beieinander. Du zimmerst und hast allweil Arbeit und Verdienst. Mit dem Jagern hat's noch keiner weit bracht! Ich will nit hoffen, Franz, daß dich der Toni, der Reinberger-Bua drunten, zum Jagern verleit!" Da law Rost in die Stube und hörte eben noch vom Reinberger-Toni und von Verleiten zum Jagern die Mutter sprechen. Sie wechselte einen Moment die Farbe und ihr Auge ruhte fragend auf Mutter und Franz. Der letztere wollte eben der Mutter erwidern und sie wahrscheinlich beruhigen. Rosts Erscheinen hielt ihn davon ab; er stand auf und holte seinen gefüllten Rucksack herbei.

"Hab' auch was mitbracht fürs Mütterl!" sprach er ruhig und legte eine Düte gebrannten Kaffee, Zucker und frische Semmeln auf den Tisch.

"Und für mich hast du nichts, Franz?" fragte Rost und trat an den Bruder heran, während die Mutter sich anschickte, Spezereien und Semmeln aus der Stube in die Küche zu verbringen. Kaum waren die beiden Geschwister allein, so gab Franz auf Rosts letzte Frage Bescheid.

"Freilich hab' ich was mitbracht für dich, Schwesterl!" küßte er halbblaut derselben zu, langte in den Rucksack und holte ein kleines Schächtelchen aus demselben hervor.

"Das ist von ihm, vom Toni!" sprach er noch geheimnisvoller und übergab es der Schwester. Rost erötete, sie war reizend lieb so zu schauen.

Ein flüchtiger Blick nach der Thür, ob die Mutter nicht schon wiederkomme, und als dieses nicht der Fall war, etwas beruhigt, rief sie leise, aber dennoch erregt: "Vom Reinberger-Toni! Was will denn der reiche Bua von mir armen Dirndl! Was soll denn das Schächtel bedenten?"

"Dich gern haben, Rost!" antwortete Franz, "und das Schächtel sollst alleinig aufmachen. Es sind zwei kleine Sachen drin und ein Briefel mit wenige Wort'. Morgen nach der Kirchen sollst ihm Antwort geben, hat er mir gesagt. Er ist dir von Herzen guat und als seinen besten Freund hat er mich bitt', dir das Schächtel mit heim zu bringen. Du kannst ihn recht glücklich machen, hat er gesagt, wenn du willst, aber

auch alle Freund' nehmen, wenn du ihn nit thätest sollen!"

Rost verberg jetzt rasch den kleinen Bogen schwarzem Kamitol und schaute lange auf das berger Gut hinter. Ihr Busen hob sich bewegt waren beglückende und ängstliche Gefühle, die ihr Herz pochen machten.

Toni Reinberger, den wir bald kennen lernen werden, hatte es dem Mädchen längst angethan. Er liebte sie aber auch und nur seine Eltern traten in den Weg, daß das junge Paar nicht schon lange ein gemeinsames Verhältnis verband. Reinbergers Mutter hätte gerne zugegeben, daß er ein armes Mädchen als Frau für sich selbst hätte einfüren. Er blieb deshalb noch möglichst fern, bis ihn die Liebe übermannete und er seinen Kameraden Franz, den Bruder, bat, das Schächtelchen der Rost zu übergeben. Rost liebte Toni über alles, sie wagte nicht einmal zu hoffen, daß der reichte Toni im Thal davon Wahrnehmung gemacht hätte. Er schlug sich ihn sozuzagen aus dem Kopf und gab ihm zu Herzen Ruhe und Entsagung. Jetzt aber wollte sie selbe laut aufjubeln, sie wußte sich geliebt. Das Mädchen am Berg, wo Frieden und Glück, zog die Liebe nun ein.

Rost preschte die Hände auf die stürmische Luft, atmete tief und froh auf und rief endlich laut: "Bruder! wär's möglich, der Toni hät' mich nit geliebt? Er thät' sich nit schämen mit mir, der Rost Lichtmanegger-Rost! Und dies hat er der Rost Franz! Ist's wirklich so? Ist's auch wahr?"

"Schämen! Red' kein dummes Zeug, Rost!" rief ihr Franz in die Rede. "Wer sich keiner Schämthät', ist dich auch nit wert! Bist nit a' ordentlich ehrliches Dirndl? Kein Mensch in der Pfar' hat dich Seel', die dich kennt, weiß über dich etwas so Gutes! Und würd' ich den Toni nit durch dich durch kennen als einen rechtschaffenen Dursther, wenn du, ich hät' ihn angehört und mich dazu lassen, dir das Schächtel zu übergeben! Der Toni ist mein Freund und keinen richtigeren Kund' gibt es in ganz Tirol nimmer!"

"Ja, Franz, er ist dein Freund, und guat brav ist er auch!" bestätigte das Mädchen, aber die Mutter, sein Vater und die ganze reiche Familie vom Reinberger-Bauern, hab' ihr daran wohl auch gedacht, was die etwan sagen thäten, wenn Toni mit mir ging!" setzte sie zaghafter hinzu.

"Der Toni kennt kein Hindernis, Rost! Er ist ein schneidiger Bua und in allen Stücken couragier' auf der Jagd."

"Wie auf der Jagd!" rief erschreckt das reizende Mädchen auf ihres Bruders Antwort. Die letzten vernommenen Worte der Mutter, als sie in die Stube zurückkehrte, kamen ihr ins Gedächtnis, der Blick der Mutter, das verlegene Benehmen Franz wurde ihr plötzlich klarer. Sie schritt noch näher ihrem Bruder und fragte ihn kaum hörbar, während ihr Herz ängstlich schlug: "Franz! geht der Toni zu den Wildern?"

Rosts Bruder erschrak und antwortete nicht. "Franz, red! Ist der Bua am Ende so toll? — und gehst du vielleicht mit ihm? — Gott demüt' dich — denn der Honigl, Bruder, schont keinen!" So rief die Mutter in die Stube und ihr folgte auf dem Fuß der Förster Honigl, dessen Streifzüge durch sein Leben ihn an dem gastlichen Häuslein vorüberführten.

"Grüß Gott!" sagte der Weidmann, eine rauhe berbe Jägergestalt; "halt' gern Einkehr bei Euch

uf der Höh!" und ließ sein durchbohrendes Auge
 in Habicht auf der schönen Rosi ruben.
 und Franz kamen dem Gast entgegen, aber
 waren durch das plötzliche Erscheinen Honigs
 überrascht. Rosi hielt sich eine Weile am Tisch
 bleichte, während Franz zusammenfuhr, als wäre
 unrechter Thät ertappt worden. Der Hörster blieb
 unge. Er hatte es eilig; seine Amtspflicht führte
 te noch auf den Scharfentopf hinauf, der 7000 Fuß
 als Thal überragt. Er hatte nur ein paar Schmei-
 te für das hübsche Mädchen, ließ sich von Franz
 das Festliche erzählen und renommirte mit
 barbarischen Strenge gegen Wildschützen und Horst-
 Es war allen leichter, als der berüchtigte

wieder fürbaß
 on der Mutter
 Thüre geleitet,
 n einer dunklen
 gefangen, heute
 te Mal den wil-
 brster gefürchtet.
 ber trat drinnen
 pndem Herzen
 em Bruder, in-
 e das eben er-
 Liebesgeschenk
 dem Kamisol
 und klüfferte
 hen ins Ohr:
 z, wenn es so ist,
 fürcht', dann —
 heb das Schäch-
 eber dem Toni
 zurück. Und du,
 r, bleib bei uns,
 ntern Mütterl
 i mir; wir waren
 mmer so glücklich
 ufrieden! — Laß
 nit zum Jagern
 en, und wenn
 r's, der Mutter
 verspricht, nit
 dern, wenn es
 ni wirklich thun
 so bleib' ich bei
 und mein Herz
 es wohl über-
 i, den Rein-
 Duben zu lassen.
 Franz! wenn
 s passieren thät',
 würd' aus der
 Mutter?"



Halblaut las sie den Inhalt.

ng blickte unwillig um sich und blieb stumm. Er
 keine Antwort für die vortreffliche Schwester.
 Schächtelchen steckte er wieder in Rosis Kamisol
 ließ, mit sich selber kämpfend, die Stube.
 Abend kam allmählich heran und dunkles Wetter-
 zog sich ober dem Häuschen zusammen. Der
 Scharfentopf kühlte sich in graue, unbefruchtete
 Massen, die ab und zu aufleuchtende Blitze durch-
 Eine ängstliche Schwüle lag in der Atmosphäre,
 blst auf das kleinste Tierchen, ja auf die Blin-
 sogar ihren Einfluß geltend machte. Es ließ
 ein Vogel mehr hören, höchstens Krähen und
 raben krächzten und flogen träge um verwitterte
 stümmer. Die Käferwelt sumimte und zirpte nimmer

und die Kinder der Alpenflora ließen ihre Köpfechen und
 Glöckchen hängen. Aber auch drinnen im sonst so fried-
 lichen Häuschen waren die Gemüther dreier Menschen
 gedrückt. Die Mutter, halb schlummernd auf bequemem
 Stuhle, sah noch immer in das strenge, harte Gesicht
 Honigs. Franz, ihr Sohn, der sonst so mittelstark,
 sah schweigend und brütend in einer Stubenecke und
 Rosi fand keine Ruhe. Ihr Herz wogte voller Liebe
 und Angst zugleich. Ein böser Dämon stahl sich in
 das Häuschen und drohte Frieden und Glück aus dem-
 selben zu bannen, und als spät in der Nacht das Hoch-
 gewitter draußen schon vertobt hatte und freundliche
 Sternlein wieder niederfahen zum stillen Heim, da
 wachten noch immer in peinlicher Unruhe die drei sich

innig liebenden Men-
 schen in den Kammern,
 wo heute düstere Ab-
 mung und Kummer
 und Mutter Sorge weil-
 ten, Sohnespflicht mit
 gefetswidriger Jagd-
 Leidenschaft kämpften
 und Liebe und Ent-
 sagung den sorglosen
 Schlaf von Rosis La-
 ger verdrängten. Ein
 spärlicher Lichtschein
 erhellte ihr kleines, sau-
 beres Gemach. Lange
 blickte sie aus dem
 Fensterlein zum Rein-
 berger Hof hinab. Da
 lag wohl Seligkeit in
 ihrem Gesichtchen, aber
 plötzlich traten die stol-
 zen Reinbergerschen
 vor ihre Seele, der
 wilde Honigl drängte
 sich dazu und sie
 wandte schluchzend das
 Köpfechen ab von dem
 Heim ihres Liebsten,
 ihre Augen schweiften
 hinauf zu den Schrof-
 fen des Scharfentopfs,
 wo Gemse und Edel-
 hirsch den jagd lustigen
 Durschen anzoogen.
 Unwillkürlich fuhr sie
 vom Fenster zurück
 und griff nach dem
 Schächtelchen im
 schwarzen Kamisol.
 Sie trat näher zum

Nicht und wollte das Schächtelchen öffnen, da entfiel es
 ihren zitternden Händen. Sie erschrak hierüber nicht
 wenig, das zierliche, feine Ding war durch den Fall auf-
 gebrochen und eine schwarze Bleifugel rollte aus dem-
 selben heraus, während ein kleiner Gegenstand aus der
 schneeigen Baumwolle bligte, die das Schächtelchen
 füllte. Schnell hüchtete sie sich und hob den Schatz auf.
 Ein einfaches Ringlein war's, das sie nun lange be-
 wundernd anblickte, küßte und wieder betrachtete, bis
 ihr das kleine Briefchen im Schächtelchen auffiel. Halb-
 laut las sie den Inhalt. Derselbe lautete:
 Liebe Rosi!

Es ist sonst nit Mode bei uns, dem Dirndl, das
 man gern hat und die man will, ein Briefl zu schreiben,

man sagt es ihr freischweg ins Gesicht. Du weißt aber, wie meine Leut' sind, ich muß Dich vorerst noch meiden, so hart es mir ankommt. Jetzt aber kann ich nimmer länger, ich muß Dir's eingestehen, wie lieb ich Dich hab', und weil ich in 8 Wochen mit Deinem Bruder nach Sprud (Zmsbruck) zu die Kaiserjäger muß, so mücht' ich's noch wissen, ob Du mich denn auch magst, und ob ich dann hoffen darf, daß Du mir auch treu bleibst, bis ich wieder komm'. Bis dorthin kann sich viel ändern, meine Eltern sind schon recht alt und alleweil unpaß, nimmer lang und ich werd' den Reinbergerhof übernehmen müssen. Magst Du mein Schatz, mein Weib und Reinberger-Bäurin werden, hast Du mich so gern, wie ich Dich hab', Rosi! so schid mir storgen das Ringel, das ich Dir ins Schächtel gelegt. Ich kauf' Dir ein zehnmal schöneres und teureres dafür. Wenn Du mich aber nit leiden magst und vielleicht, was ich nit weiß, schon einem andern Buben Dich versprochen, dann gib Deinem Bruder die Bleifugel für mich wieder mit, vielleicht macht dann die mein' Herzeleid ein End'.

Es grüßt Dich Dein Freund

Anton Reinberger.

Das Mädchen las mit Andacht diese Zeilen, und Freude und Unwillen wechselten ab im Ausdruck ihres schönen Gesichts. Sie las den Zettel wieder und wieder, küste den Ring und ließ ihn wieder in das Schächtelchen gleiten, oder ihr Auge blickte scheu und furchtsam nach der Ecke, wo die schwarze Bleifugel lag. Außen war's jetzt wieder still, die Elemente hatten sich zur Ruhe gelegt, nur die angeschwollenen Bergwasser rauschten brausend am Häuslein vorüber zum Thal. Rosi aber fand nicht Ruhe. Sollte sie den Buben lassen, den sie so innig liebte? Ihr Herz wollte bei solchen Gedanken springen. Es muß aber wohl sein, sie wollte sich, arm, wie sie war, nicht eindringen in das reiche Reinberger-Haus. Sie fühlte zu gut, daß kein Glück und Segen, kein Frieden in dem Gut mehr haufen thäte, wenn sie Toni angehören wollte. Die stolze Reinberger-Bäuerin und ihre hochmüthige Freundschaft würden es nimmer zugeben, daß sie als Bäuerin unten einzöge. Das wußte Rosi und ein Thränenstrom nur erleichterte ihr das Herz. Das Bildnis der hl. Rosa von Lima hing in ihrem Kämmerlein, sie warf sich schluchzend und betend vor das Kruzifix ihrer Namens- und Schutzpatronin auf die Knie und blieb lange vor demselben liegen. Endlich mußte das Mädchen einen Trost gefunden haben, zu einem Entschluß gekommen sein, denn es erhob sich, warf ein Kuschhändchen nach dem geweihten Bild und schritt entschlossen nach der Ecke, wo die Bleifugel lag. Es hob das Geschoß ohne weiteres auf, öffnete das kleine Fenster und schleuderte die Kugel in die tosende Flut des wildschäumenden Bergstromes.

„So!“ sagte sie befriedigt, nachdem sie dies gethan, schaute eine Weile zu dem Sternenhimmel auf und schloß bald nachher das Fenster.

„Das Ringel aber,“ klickerte sie weiter, „soll der ungestüme Bua auch nit kriegen, er soll's erst haben, wenn er mir verspricht, nimmer zu wildern, denn daß er dies thut, habe ich dem Gesicht meines Bruders abgelesen!“ Und das Mädchen ward wieder ängstlicher, sie fand keine Ruhe, keinen Schlummer, bis rosiges Morgendämmerlicht in das Kämmerlein drang.

Dem schlaflosen Wätterchen ging es ähnlich wie dem Mädchen, sie fürchtete, wie diese, für Franz, der seine Leidenschaft zum Schießen und Jagen gestern verraten hatte. Die schlimmen Folgen gefegwidriger Jagd standen

vor ihren Augen und Honigs wüßtes Bild wich von dem Lager der angst erfüllten Fran.

Und leider nicht mit Unrecht fürchteten die zwei Herzen für den geliebten Sohn und Bruder. Die schwarze Bleifugel Toni's in den Bergschleuderte, stieg unten auf der andern Seite ein Stein aus dem Fenster. Vorsichtig, überall nachher entfernter er sich von dem schützenden Heim. Es Franz, mit Stutzen und Rucksack gerüstet, den mit Federn geschmückt, aber das Gesicht sah die Unkenntlichkeit mit Rußstaub geschwärzt.

Ein leiser Pfiff hinter einem Felsblock ließ ihn schend aufhorchen. Ein zweiter Durche, nicht wie Franz im Anslig geschminkt, trat aus dem dunkel ans Mondlicht.

„Franz!“ rief derselbe, „bist du da?“

„Wohl, wohl!“ erwiderte Franz und verschwand demselben hinter dem Felsen. Es war jetzt schon ich wär' heut mit kommen, Toni!“ sagte hier nach eine Weile Franz, „denn meine Mutter und Rosi mit Wind kriegt von meiner Passion und ängstigen ist tod, die zwei guten Leut'! Ich weilt, daß sie wasch sind und für mich beten! Aber der Schandender, Toni, der uns heut bei den Niederstamm kommen muß, sicher kommt, hat mich nit rufen und jetzt laß uns gehen, da ist's nit recht gegen Scharfenkopfer-Jägersteig, Toni!“

Ein näherkommendes Geräusch ließ die zwei Franz verstummen und sie deckten sich hinter Krummholz mächtigem losen Gestein. In ihrer nächsten Nähe ein bärtiger Jäger vorüber, er ging thalwärts zum Forsthaus hinab.

„Das ist der Honig!“ sprachen beide zugleich, „laß uns gehen! Der Scharfenkopf ist jetzt hundert der Sechzehnder unser. Toni und Franz schloß sich und stiegen rasch aufwärts und verschwand in einer Felschlucht. Eine Stunde später bellte Bergwand von einem Schusse wieder, dann blieb stille auf den Höhen, bis Häher und Sperdte des Tag verkündigten.

2.

Am andern Morgen trafen sich die Freunde in stattlichen Reinberger-Hof. Franz hatte Kisten Toni's Vater und zimmerte lustig drauf los, als er, anstatt zu wildern, in vergangener Nacht zu ruhig geschlafen. Im Obstgarten war er emsig beschäftigt, eine neue Dachrinne aus einem mochten Lärchenstamm zu zimmern, und sang ein tolles Lied dazu. Toni, der einzige Sohn und Erbe des Reinberger-Bauern und Franzens ungetrennter Freund, trat aus der Tenne zu demselben herzu und setzte sich müßig auf die halbfertige Rinne.

„Franz,“ rief er, „heut nacht war's eine Pust, die Dirsch ist ein Kapitalstud, der schönste, den wir je geschossen! Ich hab' keine Freud' mit unsrer Jagd, die Hagen sollen die alten Weiber mit der hauben fangen und die Füchf in die Schlagen gehen. A' Dirschel und a' Gams ist was für uns nit wahr, Franz, und wenn's zehnmal so könn't, wenn uns der Honig erwischen thät!“

„Fast recht, Freund!“ stimmte ihm Franz bei und hielt in der Arbeit inne, sich auf die blaue Frauenmannshade stützend. „Aber meine Weiberleut' droben, Toni, sind anderer Meinung,“ fuhr er nun munter weiter, „ich bin froh, wenn's zum Einmal geht, meine Mutter und Rosi sind heut früh mit ändert. Sie haben wirklich die ganze Nacht geschrien und wie's deinen Schuß gehört haben, daß es

er nimmer gelitten im Bett. Sie ist 'runter in Stübel und hat 's Nest leer gefunden. Das war eut ein Frühstüd. Die Mutter ist kreuzfuchtig. „Kosl ist verweint und voller Angst und 's erste in meinem Leben hab' ich der Mutter ins Gekelogen, wie sie mich a'fragt hat, wo ich gen' der zu gestekt bin. Der Teufel hol' das Wildschiefen, es nur nit gar so lustig und schön wär!“ endete und hieb mit der Hade ins Holz, daß es barst. „Kosl verweint!“ rief Toni, nachdem Franz wieder sag; „hast ihr das Schächterl wirklich 'geben dem aben Dirndl?“ fragte er dann und stellte sich näher Freunde. Toni war in der That ein schöner Burtsche. Gewachsen wie die schlanken Tannen, t sein ganzer Körper Kraft und Ausdauer des glerers. Sein gebräuntes Antlit mit offener Stirne schön und regelmäsig, das dunkle Auge, voll ndfeuer, vermochte dennoch wieder schwärmerisch um u blicken und der festgeschlossene Mund und die z gebogene Nase gab seinem Gesichte den Ausdruck Mut und Entschlossenheit. Es mußte ihm nicht r fallen dem Burtschen, wie er so flott und schweidig eidfamer Bergtracht vor uns steht, ein Mädchen rücken. Zudem war er reich und lustig, mit nieden Stolz, der beste Tänzer auf weit und breit und rkspiel und Gesang waren ihm eigen, daß er die en gewann.

„Daß ich meiner Schwester dein Schächterl 'geben hab' ich dir gestern oder vielmehr heut früh dem Scharfenkopf schon gesagt,“ erwiderte Franz Tonis Frage. Die Antwort aber von der Kosl ist jetzt inne werden, wenn du willst.“

Die Antwort von der Kosl?“ unterbrach ihn Toni rascht. „Kommt sie denn nit heut nach dem tesdienst, nach dem Seelenamt für den Hebdauer-ern, aufs Kirchwegl, um mit mir zu reden?“

Sie kommt nit, Toni!“ gab Franz zum Bescheid. Toni schaute fast traurig zu dem Kirchsteig hinauf.

Die Kosl laßt dir einen Gruß sagen!“ fuhr Franz lich weiter. „Aber sie meint, es ist besser, wenn sie dir jetzt nit gleich zusammen kommt. Das gute ng hängt mit Leib' und Seel' an der Mutter und mir, sie hat mich aufrichtig gern und laßt sich's nehmen, daß ich mit dir zum Wildern geh', Toni!

„Ist geraten hat sie freilich, und sie steht Todsängsten für mich, und ich glaub' für dich noch mehr. Sie dir, so gern daß sie dich hat, doch a' wengl harb se), weil sie richtig meint, daß du mich zum Jagern leitet hast.“

„Sag dem Toni mein' Gruß!“ hat sie heut früh mir gesagt und hat sich d'Angerln ausgwischt.

Sag ihm, dem keden Buben, daß er mich recht er- edt hat und daß ich alles weiß, wenn auch der Franz, in Bruder, noch so heimlich thut. Er ist a' Wild- th und er soll's bleiben in Gotts Nam', wenn es a lieber ist als mei' Viab'. Das Ringel wer' ich h behalten — ich kann's ihm doch nit gleich wieder

ückstellen, er muß sich erst bessern; die unheimliche gel aber, die ist gut aufgehoben; sag ihm, dem den Buben, sie wird kann mehr gefunden werden.

o schreibt man nit an a' Dirndl, die man gern hat, s ist keine Art, mich so in Angsten zu bringen. Das z ihm, dem Toni, und du, Franz, denk an die alte tutter und sei wieder gescheit, Bruder, sonst bringt ich noch 's Herzleid in den Gottsacker munter.“

„So hat die Kosl geredet, Toni!“ schloß der junge immermann und arbeitete wieder weiter an der mäch- gen Rinne, daß die Hade dröhnte. Toni aber ging

schweigend ins Haus zurück, stampfte mit den Füßen die Eichenböden der reinlichen Tenne und bevor er aus derselben zu den Wohnräumen trat, sprach er trotzig vor sich hin: „Das Wildern laß ich nit! Aber d' Licht- mannegger-Kosl muß mein werden, so wahr ich der Rein- berger-Toni bin!“ und schritt in den breiten Hausgang.

Als mittags um 11 Uhr das Glöckchen am Dachfir die Dienstboten Reinbergers zum Mittagessen rief, nahte sich eine Mädchengestalt dem Hof. Es war die Lichtmannegger-Kosl. Sichtlich scheu kam sie näher und ihr Bruder Franz, der sie nun erkannte, ging ihr entgegen.

„Was ist's, Schwesterl,“ fragte er, „daß du zum Reinberger kommst? Ist etwas auskommen dabei?“

„Die Wiener Gäst' sind eben kommen, Franz!“ antwortete Kosl, „und die Mutter will, daß du 'nauf kommst zum Grüß Gott sagen!“ Kosl sprach dies in sehr gleichgültigem Ton und doch lag etwas Eigentüm- liches in ihrer Stimme, und ihr schönes Auge blickte suchend um sich, als nun plötzlich züchtiges Rot ihre Wangen erglänzen machte. Toni kam aus dem Hause und slog auf sie zu.

„Grüß Gott!“ rief er schon von weitem und warf den grünen Hut voll Freuden in die Luft, gab ihr herzlich die Hand und steckte ihr ohne viel Worte ein frisches Rautensträußlein in das Nieder. „Nit so, Toni!“ lästerte nach einer Weile verlegen das reizende Mäd- chen; „wenn es deine Mutter sehen thät' vom Fenster aus, wie du mit mir freundlich bist, gab's sicher Ber- druß!“

„Meinetwegen!“ rief der glückliche Burtsche und ver- hinderte Kosl, den Edelrautenstrauß, den er an ihren Busen steckte, von dort wieder zu entfernen.

„Laß die Bleamerln ou Dergl, Kosl, hab's doch heut früh auf dem Scharfenkopf für dich eigens brocht!“ bot er weich und schaute sie innig und liebevoll an. Kosl errödete und erbleichte dann wieder.

„Toni!“ sprach sie fast vorwurfsvoll, „ein Bauermbua vom Thal, der hat so früh am Scharfenkopf, wo die Rauten wachsen, nichts zu tun, außer unerlaubter- weise Gamsperl zu schießen!“

„Und mit Verlaub 'runter zu schauen zu seinem liebsten Schatz im Lichtmannegger-Häusl!“ unterbrach sie Toni und drückte ihre kleine Hand. Da fühlte er den Ring an ihrem Finger. Er warf rasch einen Blick darauf und erkannte sein Ringlein, das er als Zeichen ihrer Zuneigung gegen ein schöneres von ihr zurück- halten wollte.

„Kosl!“ rief er freudig, „du trägst mein Ringel bei dir und willst mir's wahrscheinlich geben, sieh, für dies da!“ fuhr er fort, indem er aus dem Geld- beutel einen herrlichen, wertvollen Ring herausnahm und ihn Kosl zeigte und geben wollte.

„Heut noch nit, Toni!“ erwiderte Kosl, während Franz die beiden allein ließ und ins Haus hinein ging, um Hut und Zoppe zu holen. „Heut noch nit!“ wiederholte sie, „vielleicht einmal später, oder auch gar viel — vielleicht muß das Ringel von dir der ab- scheinlichen Kugel nach; denn wenn es wahr ist, Toni, was ich fürcht' und fast sicher glauben muß, wenn du aufs Wildern gehst, so kriegst du dein Ringel nimmer, aber auch tragen thu' ich's dann nimmer, es hat für mich keinen Wert!“

„Aber, Kosl, wär' das dein Ernst, lieber Schatz? Du könnt' st mir nit guat sein wegen a' wengl Jagern?“ fragte jetzt Toni und blickte ihr treuherzig ins Auge.

„Rein völliger Ernst, Bua!“ entgegnete freilich etwas

unsicher Rosi und senkte verlegen, fast traurig, das Köpfchen. Ihr breiter Hut verdeckte ihr liebes Gesicht und sie klüfferte weiter, mit den Händen an der bunten Seidenschürze zupfend: „Und wenn ich dir auch wegen dem Wildschützen mit so ganz böß sein laun, Toni, so hilft es mich ja doch nichts, wenn ich dir auch gut bin und dein Schagerl wäret. Deine Leut', du weißt es selber, würden niemals ihre Zustimmung zu unserm Bund geben. Der Fluch deiner Eltern blieb' mit aus, und es wär' kein Segen dabei, Toni! Also vergiß mich und schau dir um a' reiches Dirndl, die paßt besser als Reinberger-Bäuerin, und ich will's auch versuchen, dich zu vergessen, wenn's möglich ist!“ schluchzte sie, und als sie jetzt mit voller Liebe zu dem hübschen Burschen aufblinnte, waren die schönen Beilchenaugen naß.

„Mit um die ganze Welt, Rosi, laß ich von dir!“ versicherte Toni und versuchte, das Mädchen zu trösten.

„Ach gieb mir das Ringerl, lieber Schatz, und nimm das andere, Rosi!“ bat er inständig, aber das Mädchen schüttelte traurig das Köpfchen und wiederholte jetzt fester, als eben die stolze Reinberger-Bäuerin kaum grüßend und neugierig an der Hausthüre erschienen: „Heut noch nit, Toni! vielleicht später!“ Dann ging sie auf den kommenden Bruder zu und mit einem kurzen „V'hit Gott!“ entfernte sie sich.

„Was hast du denn mit dem nötigen Lichtmannegger Dirndl herum zu speanzeln? Toni! ich will nit hoffen, daß dir das saubere Gansel den Kopf verdreht hat!“ empfing die reiche Bäuerin an der Hausthür ihren Sohn.

Toni fuhr unwillig auf: „Ich mag sie gern leiden, die Rosi, denn sie ist ein ordentliches, ehrliches Leut!“ war sein freimütiger Bescheid auf die ihn beleidigende Frage. Er ließ seine Mutter, die stolze Reinbergerin, allein vor der Thüre stehen, ging in die Stube, nahm Bergstock und Rucksack und huschte aus der Tenne durch den Obstgarten den Hochwäldern zu.

Zwischen dem alten Reinberger und seinem Weibe gab es eine längere Unterredung, und als Franz am Nachmittag zur Arbeit wieder kam, wurde er weniger freundlich als sonst im Hofe empfangen. Von den weiblichen Gehalten erfuhr er bald den Grund und die Veranlassung hiezu. Er hieb zornig auf das Lärchenholz ein und einmal sagte er für sich hin: „Die Rosi, mein Schwesterl, hat wirklich recht! — Sie muß den Toni wohl lassen, aber wir zwei, der Toni und ich, das Wildschießen mit!“

Über dem sonst so glücklichen Lichtmannegger Haus waltete jetzt ein düntles Verhängnis. Von dem nach den eben erzählten Ereignissen ging Franz aus auf den Scharfenkopf zum Wildern aus; am Morgen des nächsten Tages brachte man seine erschellte Leiche der trostlosen Mutter und der verworrenen Schwester. Der geliebte Tote lag nun unter dem Pfarrleichenhause, von vielen betrauert und bewundert. Hönigl hatte ihn vorgestern auf gelegener Stelle überrascht und ihn aufgefordert, sich zu ergeben. Von verschiedenen Gründen und Beschuldigungen geleitet, widersezte sich dem unerschrockenen Hönigl, donnerten die Felswände vom Krachen der geschloßenen Schüsse, und als sich die Pulverdampfwolken verzogen hatten, stand Hönigl allein auf dem Kampplatze.

Ein schießende Kugel traf Franz durch die Brust getroffen, das blutige Blut die gähnende Schusswunde, aus welcher Toni, sein jüngerer Bruder, gleitend, mit Lebensgefahr herabstiege.

Toni war in jener Unglücksnacht verbleibt, mit Franz auf der Hochwäldern zu spielen Erschütterung vermochte die schreckliche Kunde und schwarz, seine Kameraden zu trösten und traf Anteil, teuren Freund aus der Bergschlucht zu holen, was ihm denn auch vieler Mühe gelang. Wer vernichte den Jammer der Verbliebenen zu trösten — Wir verstanden nicht, den stillen Schmerz, den hier der schwergegrüßte Vater herz empfanden hätte mag, das unbeschreibliche Leid einer liebenden Schwester dem Leben in grellen Farben auszumalen. Das Unglück war zu namentlich ganz



Es sagte er den Ring an ihrem Finger.

Franzens einfaches Leichenbegängnis. Alt und jung schloß sich dem Trauerzuge an. Hinter dem Sarge machte die weinende Tochter gestützt, die gebrochene Mutter sie gab ihrer einzigen, ausgiebigen Stütze das letzte Geleit. Unter den jüngern Burschen der Pfarrgemeinde auch Toni in dem Ring, der, wie üblich, einen kleinen Umweg durch den Friedhof bis zum frischen Grabe machte. Der Beisetzter hatte nicht viele, aber erdrosselte und tröstende Worte für die Leidtragenden, die trauernden die offene Grabstätte umstanden. Dem Reinberger Leut' ging's bitter zu Herzen, lange noch weinte er still am letzten Ruheplatze seines toten Freundes. Ein Hügel deckte bereits das neue Grab und der Totengräber drückte zu Füßen desselben, wie es hierzulande Sitte ist, ein kleines thönernes Geschir in die weiche Erde

es mit Weihwasser. Niemand stand mehr an als Mutter und Schwester des Verstorbenen hinter ihnen Toni, als der Totengräber dieses Werk auf dem Hügel vollendet hatte und nun in den Hinterbliebenen schritt, die Hand nach ihnen bedingend mit der Bitte: „Nimm Weihwassergrüßel, nammegeg Mutter!“

Die arme Frau gab dem Totengräber ein Geldstück der alte, ernste Mann nahm Grabscheit und Haue in seiner Hand. Die Mutter ging noch näher zum Grab und stützte sich auf das aufgerichtete Kreuz, die liebevollen Hände mit duftendem Blumenschmuck. Sie hörte nichts, was da in ihrem Schmerze lag, sie betete stumm für den zu früh abgeschiedenen heißgeliebten Sohn.

„Nimm benutzte diesen ent und kam zu herant, die auf grasbewachsenen Grabhügel niederunten war. Die er vor das rotge Gesichts haltend, ste sie ihn nicht. „Köst!“ flüsterte er ch und weich. „Köst, bist du mir böß?“ „Mit dem Mein Toni noch a' l guat sein auf Unglück, das euch en?“

„I blickte sie thränen Augen zu auf und gab ihm in die Hand. Er hrte hiebei sein klein an ihrem er. Ein schmerz Zug lag jetzt auf in frischen Gesicht, er sagte: „Köst, t jetzt noch mit perl tauschen? Jetzt, ich, wär's Zeit, bl, denn wer soll denn sorgen für und deine alte ter als ich, der Freund von deig' storbenen Brud da er nimmer



„Köst!“ flüsterte er zärtlich und weich.

weise innigen und ohne Affekt gesprochenen Worten in des Mädchens innerste Seele. Sie thaten wohl und wehe zugleich, lauter weinte sie nun und wurde ihr leichter ums Herz. Sie stand auf und dem Burschen die Hand und flüsterte ihm leise daß es die Mutter nicht hörte: „Toni! diese Wort Grab meines Bruders vergiß! ich dir nit, guater du meinst es redlich mit mir!“ So redlich, wie ich's als Freund mit deinem Bruder ten!“ erwiderte Toni und fuhr erregter weiter: d so gewiß, Köst, als wir den Franzosen lieben, innerhalb einer Wochen der Honigl an seiner en!“

Das Mädchen fuhr schauernd zurück bei diesen ten, sie wußte, daß im Thal die Burschen, die

miteinander wildern gehen, zusammenhalten, gilt es Leben oder Sterben. Sie begriff das Furchtbare dieser Worte für den Förster und für Toni, den sie doch innig liebte. Sollte nicht der kühne Förster auch mit Toni so verfahren wie mit dem Franz? Könnte aus einem solchen sündhaften Nachakt Glück und Segen für ihren Liebsten erblühen? Die Angst schnürte ihr das Herz zusammen und ein langer vorwurfsvoller Blick traf den trotzigen Burschen, der auf geweihter Stätte so frevelhaft und unverzählich sprach.

„Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ betete in diesem Augenblick das alte Mütterchen und laut genug, daß es die jungen Leute hinter ihr vernehmen mußten. Diese frommen Worte gaben dem Mädchen wieder Kraft, Hoffnung und

Mut und sie rief jetzt mahnend und warnend: „Hast du die Mutter beten gehört und vernommen, was sie gesprochen hat? Das merk dir, du wilder Bua, und wenn es nit in dein Herz drungen ist, so leb wohl, du rachsüchtiger Mensch, und dein Ringerl kriegst nit eher, als bis ich neben mein' Bruder lieg, Toni!“ Sie ließ den Burschen stehen und führte bald nachher die trostlose Mutter zum Kirchlein, woher Glockengeläute zur Seelenmesse für den Abgeschiedenen luden.

Toni stand allein noch am Grabe des Freundes. Er schaute den Frauen nach, bis sie im Kirchenportal verschwanden.

„Und doch, Franz, wirst du gerächt!“ rief er dann und sein dunkles Auge fing an unheimlich zu funkeln.

„Der Honigl muß fallen durch diese Kugel!“ und er nahm ein Bleigeschoss aus der Tasche, betrachtete es eine Weile und spähte vorsichtig umher. Er neigte sich nieder zum Weihwassergrüßelchen, das eben zuvor der Totengräber in den frischen Grabhügel gedrückt — ein dumpfer Klang — und die Kugel versank in der kleinen mit Weihwasser gefüllten Vertiefung. Toni sprang auf, streute Alpenrosen auf das Grab, die er vom Hüte nahm, und sagte: „Zwei Tag' und zwei Nächt' bleibt das Ringerl da drin, dann ist's geseit und der Honigl, Freund, der wird dir bald folgen!“ Er entfernte sich dann raschen Schrittes aus dem Kirchhofe und am Grabe war's stille wie ewiger Frieden.

Am Abend desselben Tages vor Gebetläuten kniete noch eine Mädchengestalt in das verlassene Friedhöfchen. Es war Rosi, die ihren Bruder noch einmal besuchte

wollte. Lange blieb sie knieend im Gebet versunken vor dem Grabhügel liegen und helle Thränen fielen auf denselben, dem lieben Toten darunter geweint. Endlich erhob sie sich. Ein Körbchen an ihrer Seite, das sie mitgebracht, war schnell geöffnet. Blumenduft strömte aus demselben hervor. Die treue Schwester hatte Blumen für den toten Bruder. Mit Geschick und nicht ohne Geschick schmückte sie den Hügel. Zum Schlusse nahm sie mehrere Stöcklein Bergisemnicht, die samt der Wurzel vom Bergbach geholt waren, und setzte sie zu einem Kränzlein um das thönerne Weihwassergrübchen. Damit fertig, warf sie noch einen prüfenden Blick über das Ganze.

Rosi, die noch ganz allein am Grabe ihres geliebten Bruders stand, nahm jetzt das Körbchen und küsterte mit bebenden Lippen: „Nun schlaf gut, Franz, die erste Nacht im Herrgott sein' Garten! W'ilt' dich Gott, Brüderl, liabs, und schau sein manchemal runter vom Himmel zu uns, auf dein Mütterl und auf mich!“ endete sie und tauchte ihre Fingerspitzen in das mit Bergisemnicht umkränzte Weihwasserbecken. Da fuhr sie schnell mit den nassen Fingern zurück und bekreuzte sich fromm, während das Dämmerlicht ihr Gebleichen nur mit Mühe erkennen ließ. „Mein Gott!“ schrie sie auf, als sie jetzt eine schwarze Bleitugelaus dem Grübchen hervorholte. Sie mußte deren Bedeutung kennen. Die alten Weiber im Gebirg erzählen den jungen Mädchen allerlei tolles und spulhaftes Zeug. Rosi kannte den Brauch rachsüchtiger Wildschützen und schauderte ein paarmal zusammen. „Die hat der Toni hineingelegt!“ rief sie; „der unselige Bua will den Förster erschießen! Gott verzeih ihm die Verirrung und verhindere ihn an der grausigen That!“ Sie blickte furchtsam um sich, aber niemand hatte sie gesehen. Nur einige Fledermäuse flatterten auf dem Friedhofe herum. Sie sank nochmal vor den Hügel hin und flehte in ihrer Seelenangst zu dem Himmel. Das silberhelle Glöcklein am Turme der Friedhofskapelle rief zur Abendandacht. Sie bekreuzte sich fromm und seufzte tief auf. Dann zog sie Tonis Ringlein vom Finger, küßte es und warf es ins Weihwassergrübchen.

„Mag das, mit Gottes Hilf, den Duben anders stimmen!“ hörte man sie noch flüstern; dann eilte sie leicht zwischen den Gräbern dahin, dem Ausgange zu. Nutzen rauschte der wilde Bergbach vorbei; auch für diesen hatte sie eine Gabe. Es war die gefeite Kugel Tonis, die sie aus dem Weihwasserbecken genommen hatte und nun wie ein giftiges Gewürm weit von sich

in den Bergstrom schleuderte. Sie ging dann hastig von dannen und stieg hinauf zu ihrem friedlichen Heim an dem stattlichen Reiberger Hof vorüber. Im Laufe des Weges lief sie dem Förster Honig in die Hände, der spät noch vom Scharfenkopfe niederstieg, um mit einem Abendimbiss nochmals auf das gegenüberliegende Breitenhorn zu steigen.

„Gut' Nacht, Jungfer!“ grüßte der Förster das erfullte Mädchen. Wie Hohn und Spott drang in den Gruß des rauhen, schonungslosen Mannes zum Heide. Sie dankte nur stumm durch Nicken mit dem Kopfe und ließ den Weidmann, der so schmerzvoll in ihr Herz eingegriffen hatte, ohne Erwiderung vorbeigehen.

Die zweite darauffolgende Nacht fuhr er wieder zum Friedhof, aber diesmal in späterer Stunde.



Dann zog sie Tonis Ringlein vom Finger, küßte es und warf es ins Weihwassergrübchen.

die zitternde Hand nach dem Weihwassergrübchen warf.

Da sehen wir sein Gesicht; es ist Toni Reiberger, der unverföhnliche Wildschütz, der die gefeite Kugel holt, die er für des Försters Honig Brust bestimmt hatte. „So, Kitzel, du wirst deine Schuldigkeit thun!“ murmelte er vor sich hin, als er seine Hand in das Grübchen tauchte. Wer mag aber des Burischen Gestankes begreifen, als er anstatt des gefeiten Weidgeschosses ein untrügliches Zeichen der Liebe, sein Ringlein, in dem Grübchen fand. Bestürzt fiel er nieder dem Grabhügel des Freundes nieder. Er, dessen Herz voll wilden Hasses und Grolles noch lodernde, er hielt am Blate ewigen Friedens das Zeichen der Liebe. Er hielt sich am Kreuze fest und blickte lange Zeit nach vor sich hin, das kleine Ringlein kramend in der

schlummerte längst im Thal und am Ende nur ein Burisch schielte über die Friedhofsmauer zu dem geweihten ewiger Ruhe. Mittelnacht schlug es am Friedhofsturm und unter Mondscheinlicht hielten die grünen, blumenkränzte Gräber, als der Burisch Einbringling über die Mauer stieg. Kitzel spähte er nach allen Seiten, niemand hatte ihn gesehen. Schleichend Schrittes wandte er sich nun dem Grabhügel zu, wo Franz Reiberger für immer schlummerte. Der Burische verbarg, bevor er über die niedrige Mauer stieg. Stille und Bergstod im hohen Gras, das längs der Umfriedung hoch aufwucherte. Nur den Rasack hatte er am Kitzel, und entblößten Dornen näherte er sich dem Grabe, das sein Ziel zu sein schien. Er wachte sich den Schwanz von der Stirne, als er sich über Franzens Grab neigte.

anden. Endlich milderten sich seine Blige, sie nahmen immer weichen Ausdruck an. Tonis Augen wurden roth und er schlug sich schamerfüllt die Brust. Die Liebe, die alles beglückende Liebe hatte über finstern Haß und Rache gesetzt. Die bessere Seite in Tonis Innerem wußte jetzt die Oberhand über ihn und betend, reuevoll und namenlos glücklich sank er hin auf den Grabstein seines toten Freundes. Keine Gefühle der Rache gegen mehr durch seine Brust, die Liebe hatte alles Schlimme und Böse aus derselben verdrängt. Es war in ihm wie ein wüster Traum, aus dem er erwachte, und er, wo ewiger Friede wohnt, fand sein leidenschaftlich wegetes Herz die wohlthuende Ruhe. Der wilde Schmerz ihm hatte ausgetobt und er machte inniger freundschaftlicher Nahrung für den geliebten Toten Raum; war eine wehmüthvolle, fromme Erinnerung, die ihm jetzt erfüllte. Mit Inbrunst und Verehrung führte er das Unterpfand beseligender Liebe an den Mund, schloß ein paar Bergkneimüch, die um das geheimnisvolle Weihwassergrübchen im Nachttau erglänzten, und verwahrte sie nebst dem Ringlein an seiner Brust.

„Rosi, du Engel!“ rief er dann, „magst du es wagen droben in meinem Kammerl im göttlichen Schlaf, das ich hier in der Stund' jetzt feierlich gelob!“ und blickte zum sternvollen Nachthimmel auf. „Außer für Gott, den Kaiser Franz Joseph und das liebe Vaterland rüh' ich kein Stügen mehr an! Dein Bruder da unten ist mein Zeuge, und ich werd' redlich dort halten, Schatz, und nichts mehr soll dein Herz ertrüben. Auf den Händen werd' ich dich tragen, und wenn ich von Sprud vom Militär wieder komm', soll mich nichts mehr aufhalten, mit dir an den Traualtar zu treten!“ „Und du, bester Freund!“ auf den Grabhügel niederbauend, „du wirst in unserm Gedächtnis fortleben als der friedliche Geist aus der bessern Welt.“ Er besprengte den Hügel mit dem geweihten Raß aus dem mit Bergkneimüch ungewaschenen Grübchen, das ihm durch das gefundene Ringlein recht teuer wurde.

„Weihbrunngrübel!“ rief er dann noch, „du sollst immer die schönsten Bleamerln um dich haben, und der Weg zu den Nauten und zum Edelweiß ist mir mit zu weit und thäten sie noch lieber als die gefährlichen Gamsständer erst küssen! Ruh im Frieden, lieber Franz!“ sagte er, noch einen letzten innigen Blick auf den Hügel werfend, und schlich wieder hinaus aus dem ruhbringenden Raum, den die Pietät und die Ritus den Toten geweiht. Außen aber nahm er den zur Wodwaffe schon bestimmten Stügen und schlug ihn am nächsten Eichbaume entzwei und die zerschmetterten Trümmer flogen in den reißenden Bergbach, wo Rosi die gefeite Bleitugel hinabgeschleudert hatte. Die letzten Spuren leidenschaftlichen Hasses fanden ihr Grab in der tosenden Flut und nichts mehr blieb zurück und bestanden als Bergkneimüch und Ringlein, die Zeichen der Liebe und Treu!

Wir wollen dem Leser nicht mit einem sich in jeder Novelle wiederholenden süßen Liebeskapitel die Zeit rauben. Wir führen ihn nach drei Jahren wieder ins liebliche Thal. Neben Franz Vichmanneggers Grabhügel ragen jetzt drei schöne Grabsteine aus dem Gras. Die zwei ersten, die teuersten, galten dem Andenken der abgeschiedenen alten Reinbergerschen Bauerkleute, Tonis Eltern, und nebenan las man auf kleinerem Steine: Hier ruht der ehrengedachte kaiserl. königl. Förster Gottlieb Hönigl. Er fiel in Ausübung seiner Amtspflicht

auf der Scharfentopfwand in die Regellamm und starb nach ztägigem Leiden im 50. Lebensjahre. R. I. P.“

Drüben aber, im stattlichen Reinberger-Gut, da wohnte Friede und Glück, und Rosi waltete als Hausfrau darinnen. Toni hatte sich das wadere Mädchen aus dem armen Hänschen am Berg geholt und sie zu seinem Weibe gemacht. Ihr Mütterchen erlebte noch glückliche Tage. Sie schaukelte vor dem Hause eine Wiege, in der ein rotwangiger Junge lallte und lachte. Das war Tonis und Rosis Kind und auf allseitigen Wunsch Franz Gottlieb getauft. Nun erschienen sie an der Thüre unsere Freunde, Toni und sein reizendes Weibchen, in der malerischen Tracht des Thales. Sie treten vereint nach des Tages Mähen zu ihrem Knaben an die Wiege heran, Großmütterchen wußte viel vom kleinen Franz Gottlieb zu erzählen, wie er brav schläft, wie er wächst und gedeiht und wie gleich er dem Vater sehe. Rosi hatte den Piebling schon in den Armen und herzte und küßte ihn, bis ihn der Vater nun nahm.

Abendsonnengold beleuchtete das liebliche Bild reinen Menschenglücks. Rosi ging für eine Weile ins Haus und kam wieder heraus mit herrlichen, frischen Alpenblumen im Körbchen. „Toni!“ sprach sie freundlich und lieb, „bleib du beim Kindl und beim Mütterl! Ich geh' nur zum Friedhof hinüber und zier' mit den Bleamerln das Weihbrunngrübel auf dem Franz sein' Grab!“

„Thu bies,“ sagte Toni, „und dem Förster sein's auch!“ rief er ihr noch nach. Sie brachte bald den leeren Korb zurück. Rosi war schön wie vor Jahren, ja fast noch schöner, lag doch auf ihrem Antlitz Mutter- und Gattenglück, und Liebe und häuslicher Friede woben um sie und um Toni ein beseligendes Band.

Deutsch?



in der glühenden Julisonne des Jahres 1883 schleppte sich ein armer deutscher Handwerksbursche durch die Straßen Mailands.

Es war Sonntag und er war krank.

Ein mitleidiger Italiener auf dem großen Bahnhofe Mailands, wo er eben angekommen war, hatte ihm in gebrochenem Deutsch gesagt, wo das deutsche Konsulat zu finden sei, Via Orso Numero 16. Dort wollte er hin, um die Vermittelung des Konsuls anzusprechen, damit er in ein Krankenhaus in Mailand aufgenommen werde. Denn weiter als bis nach Mailand hatte er nicht kommen können, es fehlte ihm an Kräften und an Geld.

Endlich war die Straße erreicht, das Haus gefunden. — Numero 16! — Hoch über dem Portale des Hauses blickte ihn der deutsche Reichsadler heimlich

freundlich und tröstlich an, und er trat durch das große Thor in den kühlen Haussflur. Erschöpft und zum Tode matt setzte er sich auf eine Stufe, um auszuruhen, bevor er den Konsul spräche. Dabei sah er sich um, die Thür zu entdecken, hinter welcher ihm in den lieben deutschen Lauten Hilfe verheißen und gebracht werden sollte. Ein großer Hof mit dahinter stehenden Gebäuden war zu sehen, zu welchem ein Gang, links im Hause, führte. Dort waren wahrscheinlich auch die Bureaux des deutschen Konsuls.

Der Handwerksbursche erhob sich und trat in den Gang ein. Aus einer kleinen Stube kam ein Mann, allem Anschein nach der Portier, und richtete eine Frage in italienischer Sprache an den Eintretenden. Dieser zuckte die Achseln und erwiderte: „Ich verstehe nur Deutsch.“ Wieder sprach der Italiener einige Worte, aber kein Deutsch.

„Ich möchte zum deutschen Konsul,“ sagte der Kranke. Dasselbe Resultat: er wurde nicht verstanden und verstand seinerseits nicht. Er ließ daher den Italiener stehen und ging auf die Suche nach dem Bureau. Bald kam er an eine Thür, darauf war ein großes Schild, auf dem viel stand, aber — italienisch. Zu jeder Inschrift, die er gewahr wurde, schleppte er sich hin, in der Hoffnung, Auskunft zu erhalten, wo er den deutschen Konsul oder einen seiner Beamten finden könne, aber überall fand er italienische Namen, italienische Sprache. Er kehrte zurück zu dem Portier. Dieser sprach wieder zu ihm und er vernahm zum öftern die Worte oddschi und dimani! Ja, was heißt oddschi und dimani? *) — Er wußte es nicht. Wo er gewesen war, hatte man überall, wenn auch nur gebrochen, deutsch mit ihm gesprochen, oder französisch, von dem er ein wenig verstand.

Verzweiflungsvoll setzte er sich in seiner hilflosen Verlassenheit wieder auf den Stein, auf dem er vorhin ausgeruht hatte. — Er hätte einschlafen mögen, sterben. Niemand bekümmerte sich um ihn.

Da erhob er sich endlich, mühsam und schwer. Er mußte wieder hinaus in die brennende Sonnenglut. Vielleicht, daß der barmherzige Gott, der ja, dem Sprichwort nach, keinen braven Deutschen verlassen soll, ihm selbst helfe, denn der deutsche Konsul war absolut nicht zu finden, ungeachtet des Adlers vor der Thür.

Der Arme fand endlich Hilfe, wenn auch nach langem Suchen, und es war die höchste Zeit. Er wurde in ein Krankenhaus aufgenommen, wo man ihn freundlich pflegte und wo er endlich vollständig genas.

Aber dies letztere, als ich es erfuhr, habe ich mich herzlich gefreut, und ich glaube, lieber Herr Hintender, Sie freuen sich auch darüber, daß es in Italien Leute giebt, die sich eines armen Deutschen annehmen und Samariterdienste an ihm thun.

Aber wenn ich Sie bitten dürfte, lieber Herr Hintender — Sie kommen ja überall hin, wie ich weiß, und vielleicht machen Sie den Sommer auch mal eine Reise nach Italien, nach Mailand, und besuchen sich dort den prächtvollen Dom und was sonst noch Schönes in der an Sehenswürdigkeiten reichen Stadt zu schauen ist —, also, wenn ich Sie bitten dürfte, und Sie kommen dahin, dann gehen Sie doch auch mal beim Herrn Konsul vor, aber nicht Sonntags, da ist alles geschlossen, und der italienisch sprechende Portier kann Ihnen auch nichts helfen, wenn Sie nicht zufällig italienisch können; sondern von Montags bis Sonn-

*) oggi heute, dimani morgen.

abends, in der Zeit von früh 9 Uhr bis um 12, oder nachmittags von 4 bis um 6 Uhr. Und wenn Sie hinkommen, da sagen Sie aber keinen Graß von mir, denn er könnte es am Ende übel nehmen, weil ich nur so ein bißchen italienisch kann; aber können Sie ihn recht schön, daß er neben der italienischen Inschrift an dem deutschen Konsulatsbureau, durch welche Zeit der Bureaustunden angegeben ist, auch für die mehr als zehntausend Deutschen in Mailand namentlich für solche arme Leute, die zugereist kommen, wie jener Handwerksbursche, und das Italienische daher nicht gelernt haben, daß er für diese auch eine deutsche Inschrift machen läßt. Es kostet ja nicht viel, und am Ende kann er's auch auf Papier schreiben lassen und mit Gummi arabicum ankleben, wenn es so gut sein will; dann kostet's gar nichts. Aber Sie müssen ihm dann noch sagen, Herr Hintender, er möchte es ja nicht übel nehmen, daß Sie so frei wären.

Und nun leben Sie wohl, lieber Herr Hintender, und glückliche Reise nach Mailand! Und vergesse Sie nicht: Via Orso Numero 16! Sie können an der Pferdebahn hinkommen vom Bahnhof aus, die über vorbei, das ist für Sie wohl am bequemsten.

Verloren und — gewonnen.

Wenn ein Novembersturm durch die Straßen hetzt und den Menschen Regentropfen und Schmelzwasser ins Gesicht treibt, da lernt man erst — besonders, wenn der frühe Abend hereinbricht — die Annehmlichkeit eines behaglich erwärmten Zimmers schätzen. Ein solch heimliches Nest war das kleine Eckzimmer des Klubhauses in M. Die Gasflammen waren angezündet und auf den zwei Kamine gerückten Spieltische lagen die Karten bereit. Drei „älliche“ Herren, denen man ansah, daß sie nicht zu den „Enterbten“ der Gesellschaft zählen, lagerten, behaglich ihre feinen Cigarren dampfend, in den weichgepolsterten Lehnstühlen und warteten schüchtern auf den „vierten Mann“.

„Ob unser Oberst heut wohl kommt, das ist bei dem Wetter für seine Gichtbeine?“ meinte der Landgerichtsdirektor Murrhardt.

„Noch volle 5 Minuten bis 6, Schwager, da laß unser Chronometer noch nicht hier sein,“ antwortete der Kommerzienrat Ländler.

„Gott sei Dank, er kommt — jetzt kann's losgehen,“ rief der dritte im Bunde, der Rentner Binsheimer, als Tritte auf dem Gange ertönten.

„n Abend, meine Herren — das ist ein Hundebombenwetter heute!“ — war der etwas nach der Kolonne schmeckende Graß des Artillerieobersten a. D. Bille, welcher schraubend hereintrat — „wahrhaftiges Bombenwetter. Die ganze Nackenbande von Rippenleiden und Rheumatismus ist in meinen alten Knochen wieder los. Schleife den linken Fuß wie ein Proprad, denn die Speichen zerbrochen sind. Uf — wäre beinahe nicht gekommen!“

„Also — gleich setzen, dann lassen die Schwager nach und ein paar Rubber heitern Sie auf.“

„Den Teufel auch,“ brummte der alte Artillerist, „aber — probieren will ich's!“

Allein noch war nicht zweimal herumgegangen, so fuhr der Oberst mit einem Kernschuß auf und tanzt wie verrückt im Zimmer umher.

„Es geht nicht — das reißt und brennt wie das böllische Feuer. Ich kann nicht sitzen. Erzähl mir etwas Vernünftiges — währenddessen werde ich bei

her. Der Kommerzienrat ist in drei Weltteilen hergefahren bei Mohren und Heiden, der soll einlösigen."

Die andern stimmten bei, mit dem Spiel war es heute doch nichts. Der Kommerzienrat ließ sich lange bitten, er wußte, daß er gut erzählte, und halb that er es gerne.

Nun also, meinetswegen," begann er, "habt Ihr von einmal gehört, daß einer eine Niete gegen und doch gewonnen hat?"

Oder daß eine ungeladene Haubtze losgegangen schnarrte ingrinnig der Oberst.

Ruhe im Glied und nicht räsonniert, sonst erzähl nicht. Also es mögen jetzt so ein 25 Jährchen da, da wurde ich zum erstenmale hinaus in die

ite, weite Welt ge-
ist. Ich hatte meine
zeit in einem Ge-
äfte in meiner kleinen
terstadt vollendet und
mein Vater mit der
roßhandlung von
& C. in Hamburg
geschäftlicher Ver-
ndung stand, so trat
zunächst dort als
olonitär ein. Das war
ilich ein ander Ding
s die bescheidene Hand-
ng in einem Binnen-
idchen. Das Haus
tte überallhin seine
erbindungen, mein
lid erweiterte sich und
erst lernte ich erkennen,
ie der Handel die Völker
sammenführt und die
auptrolle im Leben
er selben spielt. Im
eräumigen Comptoir
anden 24 Bulte, von
enen 22 besetzt waren,
ir wurde Nr. 23 zu-
eteilt und für den
igten wurde gerade ein
anger Frankfurter er-
artet, der in den näch-
ten Tagen eintreffen
ollte. Die eigentliche
eele des Geschäftes
ar der im Dienste des
hauses ergrante erste



„Erzähl einer etwas Vernünftiges — währenddessen pendle ich hin und her.“

Buchhalter, Herr Maierhofer, welcher von seinem neben dem Comptoir befindlichen, mit einer Glashüre versehenen Kabinett aus mit Aderblick das Comptoirpersonal überwachte. Ein vorgerückter Fünzigiger, lang und hager, mit glattrasiertem Gesichte, welches, in strenge Falten gelegt, selten von einem Rächeln erheitert wurde, hatte der würdige Buchhalter viel von einem ewangelischen Pastor. Sein Gegenstück war der kleine Hauptkassier Melchior, dessen stattliches Bäuchlein den Lebemann und dessen Vollbart den Fortschrittler zeigten. Als Kassier war Herr Melchior in seiner Art ein Muster, wie Herr Maierhofer als Buchhalter. Ich hatte gleich nach meinem Eintritt ein glänzendes Beispiel davon. Eines Tags war Melchior, dessen Klasse sich neben dem Kabinett des ersten Buchhalters befand, mit diesem im eifrigsten Gespräche verwickelt. Nebenan

im Klassenraum zählte der Assistent Kronthal, indem er sie mit großer Gewandtheit aus der rechten in die untergehaltene linke Hand herabschießen ließ.

„Plötzlich unterbrach sich der lebhaft disputierende Hauptkassier und schrie in das Kassengewölbe: „Halt — falscher Kronthal, Herr Lunguede!“

„Nicht möglich,“ tönte die Antwort zurück.

„Bitte nochmal zählen — halt, zwei Stücke zurück!“ befahl Melchior, und richtig, der betreffende Thaler war gefälscht. Der Kassier hatte es am Tone gehört.

„Heiliges Bündloch,“ brüllte der Oberst, „hört der Kerl einen falschen Thaler unter den guten heraus. Her ausseh'n, her ausfühlen, das mag noch sein, — aber heraus'hören, nee das geht über mein Kaliber! Aber nur weiter, alter Kommerzienonkel, die Geschichte kann noch gut werden.“

„Nun,“ fuhr der Erzähler fort, „ich war bald in die Geschäfte eingeführt. Ich erhielt die französische Korrespondenz, und da gerade damals der Krimkrieg ausbrach, gab es gehörig zu thun — die Hunderttausende flogen nur so hin und her. Mein Nachbar am Nebentische nun war ein solider, höchst fleißiger junger Mann, Namens Schaffner, der Sohn eines Ausläufers des Hauses. Er hatte sich durch seine Ausdauer emporgearbeitet, wurde im Hause von L. & C. gleichsam wie ein Inventarstück betrachtet und sehr geschätzt. Sein mäßiges Salair teilte der brave Junge redlich mit seinen Eltern. Auch war er eigentlich nur seinem Vater zuliebe Kaufmann geworden, denn sein sehnlichster Wunsch war, Besitzer einer Restauration zu werden, obgleich seine angeborene Schüchternheit ihn zu diesem Berufe nicht gerade geschickt machte. Da Schaffner aus seinem sehnlichstigen Wunsche gar kein Hehl machte, wurde er von seinen Kollegen oft geneckt und hatte den Spottnamen „Restaurant-Schaffnere“ erhalten. Endlich, nachdem ich schon einige Wochen im Geschäft war, kam auch der Frankfurter — die längst erwartete Nr. 24. Follenius, so war der Name des neuen Anbäumlings, war ein heiterer, gemüthlicher Mensch, hatte gute Anlagen, war aber ein zu allen dummen Streichen aufgelegter Windbeutel und vor allem ein Faulpelz sondergleichen. Sobald Herr Maierhofer den Rückenehrte, machte der Windhund schnoddrige Bemerkungen und trieb tolle Spässe.

„Wie's nun so geht, obgleich das, was Follenius vorbrachte, weder sehr fein, noch sehr geschmackvoll war, wurde er bald der Liebling des ganzen Comptoirs und

besonders unseres guten Schaffner, der einen förmlichen Narren an seinem fidelem Nachbarn gefressen hatte. Diesen Umstand machte sich der faule Bruder bald zu Nutzen, denn wo er nur konnte, ließ er die ihm zugewiesene Arbeit durch den fleißigen und stets dienstbereiten Schaffner ausführen, so daß er nur die Reinschriften zu besorgen hatte. Beide wurden immer vertrauter und Hollenius hatte bald, von der Sehnsucht Schaffners, eine Restauration in Besitz zu bekommen, Kenntnis erhalten, ja noch mehr, dieser hatte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, er spare jeden Pfennig zusammen, um eine Nummer in der Lotterie spielen zu können — vielleicht schlage es doch einmal ein.

„Einige der Comptoiristen speisten in demselben Gasthause, darunter Hollenius, und da Restaurant-Schaffnere desselben Weges zu seinem Vater ging, verließen sie gewöhnlich zusammen das Comptoir. Eines Tages nun begegnete ihnen ein Kolporteur, der Lotterielose vertrieb, und bot eines derselben dem ihm bekannten Schaffner an. Der arme Junge hätte für sein Leben gern dasselbe erworben, allein das Geld reichte nicht und es war noch lange zum Pabtag. Da trat Hollenius ins Mittel, der, reicher Eltern Kind, immer bei Kasse war. Der Buchhalter hatte dem Frankfurter seine ziemlich schwierige englische Korrespondenz aufgehakt und, wie es oft geschah, der gutmütige Schaffner hatte in seiner Freistunde dieselbe für den faulen Bruder entworfen. Dessen erinnerte sich nun der Windbeutel und gutmütig, wie er war, erstand er das Los und machte es dem glücklichen Kollegen als Belohnung für die geleisteten Dienste zum Geschenk.

„Hier zeigte Hollenius die gute Seite seines Charakters — die schlimme trat alsbald zutage.

„Des andern Tages teilte mir Hollenius die Geschichte von dem Lose mit und bemerkte dabei, fröhlich grinsend: „Mit dem Lose giebt's einen Hauptjux für „Restaurant-Schaffnere!“

„Einige Wochen darauf war Ziehung. Die Zwischenzeit war von Hollenius und einigen Mitverschworenen dazu benützt worden, eine alte Ziehungsliste aufzutreiben, in welcher der Haupttreffer von 100 000 Thalern auf eine Nummer gefallen war, die nur in der dritten Stelle statt der 3, wie sie die Zahl von Schaffners

Los zeigte, eine 5 hatte. Mit wahrer trefflicher Kunst veränderten die jungen Fälscher sowohl die Fünfer in einen Dreier, als auch das Datum der Ziehungsliste, so daß die Mystifikation in Szene gehen konnte.

„Unruhig sah der arme Schaffner vor seinem Pulte, das Herz klopfte ihm heftig — er wußte ja, daß um 10 Uhr vormittags das große Casino-Restaurant zur Versteigerung verkauft werden sollte. Als Gott, da mitbieten konnte! Der Comptoirist, der an diesem Tage die Post abzuholen hatte — einer der Verschworenen — trat in das Comptoir und klopfte dem neben Schaffner sitzenden Haupttreffer Hollenius zu: „Hörst du vielleicht ein Los zur Hauptziehung? — ich habe eben die neue Ziehungsliste erwischt.“

„Der Frankfurter schüttelte den Kopf und zeigte mit der Hand auf seinen Nachbarn, welcher mit einem bescheidenen „Ist's erlaubt?“ die Bitte nahm. In feierlicher Bewegung durchzog der Betreffende die Bitte, da — da stand sein Nummer mit dem Mißlingenen. Es stimmerte ihm vor den Augen. Endlich holte er den Briefstapel hervor, worin der Los geborgen war. Er wußte, daß das Los — kein Zweifel, er hatte 100 000 Thaler gewonnen.

„Die Augen der Verschworenen waren schadenfreudig auf den nichts ahnenden Schaffner gerichtet und als er wankenden Schrittes das Pult verließ, seinen Hut nahm und zur Thüre hinauswinkte, zeigte keine Unsicherheit, daß der Entschluß glücklich gelungen sei.

„Der ganze Nachmittag verstrich, Schaffner war nicht zu sehen und erst gegen 3 Uhr des Nachmittags trat er in das Cabinet des alten Buchhalters, um sich wegen seines Ausbleibens zu entschuldigen. Nach wenigen Minuten lebte er freudestrahlend in das Comptoir zurück und eilte zu Hollenius, welchem er leise flüsterte: „Ich sah den Frankfurter leichtfüßig eilen und kaum war Schaffner an seinem Pulte, so



Einest Tages nun begegnete ihnen ein Kolporteur, der Lotterielose vertrieb.



In feierlicher Aufregung durchzog der Betreffende die Bitte, da — da stand seine Nummer mit dem Mißlingenen.

trat Hollenius an mich heran. „Gott sei uns gnädig,“ seufzte er, „es ist ein Glück geschehen. Der Schaffner hat die „Concordia“ um 80 000 Thaler ersteigert. Als er in der Ziehungsliste gefunden, er habe 100 000 Thaler gewonnen, klappte er losfüßig fort, um nur nicht zu spät zur Lotterie zu

men. Leider war niemand da, der an seiner Sol- zweifelte wie bei dem Lieutenant in der weissen Fran- nun?"

Den Streich können Sie vor Gott nicht verant- zen, Follenius," sprach ich ganz entrüstet.

Es ist der dumkste meines Lebens — wenn ich lücklich herauskomme, mache ich keinen mehr, weiß ich!" jammerte der Windbeutel.

In dem Augenblicke traten zwei uns unbekannt mit gelleidete Herren in das Comptoir und fragten Schaffner. Als dieser mit den beiden Fremden ausgegangen, flüsterte mir Follenius zu: "Jetzt's los — ach Gott, wie soll das werden!"

Der unglückliche Schaffner kam bald wieder herein setzte sich mit dem müdigsten Gesicht Welt an seinen t. Der Frankfurter ndbeutel, dem das wissen keine Ruhe schob ihm einen tel zu, auf welchem Worte standen: "Wie sieht's mit Restauration — du nicht zu teuer ist?"

Die Antwort er- zte auf gleiche Weise: Im Gegenteil — so- n wurden mir von em Altonaer Hotel- iter, der zu spät zur cheigerung kam, 000 Thaler Gewinn oten, wenn ich ihm inen Besitz abtrete."

Als Follenius mir n Bettel zur Kennt- nnahme übermittelte, und mein Plan fest, sagte dem weich- wordenen Eimder, st könne nur ein wiges Besehntnis- fken und zwar solle Herr Materhofer der reichsvater sein. Euf- und willigte der Frank- xter ein und bald anden mir im ge- elligten Raume vor emernsten Buchhalter, der ungehalten über nstere unerhörte Frechheit uns mit strenger Miene mpfung.

Follenius beichtete offen und ehrlich seine Schuld, eigte tiefe Reue und bat um den oft bewährten Rat es alten Herrn, dem er zugleich den Korrespondenz- ettel einhändigte.

"Das sind ja recht schöne Geschichten, die ich da öhre, solche Alotria treiben die Herren statt zu arbeiten und da soll der alte Materhofer den Karren, der durch Leichtsinm und Uebermut in den Kot kam, wieder in das Geleise bringen — he?"

"Ach Gott — helfen Sie mir dieses Mal, lieber Herr Buchhalter — mir soll's eine Lehre sein; wenn Sie nicht helfen können, kann's niemand."

"Nun — ich will sehen, was sich thun läßt," sprach geschmeichelt von dem ihm gezeigten Vertrauen Herr Materhofer. "Gehen Sie jetzt nur ruhig an Ihre Plätze und überlassen Sie die ganze Sache mir."

Wir folgten seiner Weisung und der Frankfurter gestand mir, er fühle sich jetzt schon leichter. Bald darauf wurde Schaffner zum Buchhalter gerufen.

"Nun, Schaffner," redete dieser ihn an, "Sie wollen also, wie ich höre, durchaus Restaurateur werden?"

"Ja, Herr Buchhalter, ich habe mich entschlossen — ich habe die „Concordia“ gekauft und will auf Ende Monats meine Stelle hier kündigen."

"So, so. Haben Sie denn auch die erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen, um ein so schwieriges Unternehmen zu lei- ten?"

"Ich — ich wollte mir im Anfange einen Geschäftsführer nehmen," stotterte Schaffner verlegen.

"Ei ja, um gehörig betrogen zu werden. Das Lehrgeld können Sie sparen. Wie ich höre, ist Ihnen ein schöner Gewinn geboten worden?"

"Fünfundzwanzig- tausend Thaler."

"Nun, hören Sieden Rat eines alten Prati- fikers, der's gut mit Ihnen meint — wie wenn er Ihr Vater wäre. Legen Sie das Geld gut an und treten Sie in ein Geschäft, um zu lernen, verstehen Sie, zu lernen von un- ten an — wenn Sie denn einmal in Rudold's Namen Restaurateur werden wollen."

"Ja, das wäre alles recht gut — allein ich habe den Herren, die mir wehr geboten, schon abge sagt."

"Das überlassen Sie mir — wollen Sie mir Ihr Ver- trauen schenken?"

"Gewiß, gewiß," sagte ganz gerührt der gute Schaffner, indem er die dargebotene Hand drückte.

Eine Viertelstunde darauf verließ der Herr Buchhalter sein Kabinett, was er seit Jahren nicht geihan. Wir schrieben darauf los, allein keiner hatte seine Gedanken bei der Arbeit. Es dunkelte schon und die Lampen waren angezündet, als der Buchhalter mit den beiden fremden Herren, welche die „Concordia“ kaufen wollten, ins Comptoir trat. Materhofer winkte Schaffner, ihnen in das Allerheiligste zu folgen. Der schlaue Buchhalter hatte so diplomatisch sein agiert, daß der Altonaer die Summe von 33 000 Thalern = 100 000 Mark Banco als Abstands summe für Schaffner bewilligte. Der Vertrag wurde gleich aufgesetzt und



„Die dreißigtausend Thaler die haben Sie mit einer Rente gewonnen und tags drauf verloren mit von Herrn“

Die dreißigtausend Thaler die haben Sie mit einer Rente gewonnen und tags drauf verloren mit von Herrn“

Die dreißigtausend Thaler die haben Sie mit einer Rente gewonnen und tags drauf verloren mit von Herrn“

beiderseitig unterschrieben. Als die Fremden weggegangen waren, trat Maierhofer mit dem freudestrah- lenden Schaffner in das Comptoir. Es geschah das Unerhörte, nie Dagewesene: der Alte hielt eine Rede. Alle, alle drängten sich um ihn, sogar der kleine Melchior verließ seine Gelbhöhle.

„Meine Herren,“ begann im Pastorenton der wür- dige Buchhalter, „meine Herren! In unüberlegtem, jugendlichem Übermut hat einer von Ihnen einen kolossal dummen Streich gemacht, der viel Böses hätte stiften können. Zum Glück giebt es auch noch Leute,“ dabei klopfte Herr Maierhofer behaglich auf seine silberne Dose, „giebt es auch noch Leute, die solche dumme Streiche wieder gut machen können, und hier hat der Herr unleugbar seinen Segen dazu gegeben. Schaffner, Sie unglückliches Glückskind, Sie haben das große Los nicht gewonnen — der Frankfurter Windbeutel hat Sie angeführt, das faule Bauberggeld ist wieder verschwunden. Was aber nicht verschwunden ist, das sind die 33 000 Thaler, die haben Sie mit einer Niete gewonnen und dazu gratulieren wir von Herzen!“

„Vog Bomben und Granaten,“ rief der alte Oberst, „das heiße ich Glück — da ist wirklich eine ungeladene Haubitze losgegangen. Es giebt doch merkwürdige Ge- schichten; das ist aber eine, lieber Kommerzionkel, da möchte man mit einer 24-Pfünder-Batterie eine Schleich-

patrouille machen. Ich hab', hol mich der Kellner mein Zylinder vergessen — aber alle Welt, der schlägt es auf der Michaeliskirche 8 Uhr — jetzt ist es zur Retraite — wünsch' wohl zu schlafen, meine Herren! Auf Wiedersehen morgen abend um zehn, wollen wir hören, wie es dem „Restaurant-Schaffner“ weiter ergangen.“

Angenehme Aussicht.

Dorffschulze, ein Schreiben in der Hand betrachtend, sah sich hinter den Ohren fraucnd: „Was der Herr Maierhofer mir da wieder einfällt; jetzt ham wir kummal den Pfarrer begraben, und min woll'n sie uns noch mit en Bitar zur Bewesung her schicken, jetzt hat er sich zum Bisschen aufgeschaut, wo ich auf unsem kleinen Friedhof mit dem Pläsl find', daß wir den auch gleich begraben lassen.“

Ausweg.

Pfarrer: „Nun, Müller, seid Ihr jetzt entschlossen, was Euer Bub werden soll?“

Müller: „Noch nit, Herr Pfarrer, der Bub mag halt am liebsten ein G'schäft, wo er den ganzen Tag nids zu thun braucht.“

Pfarrer: „Da laßt ihn halt einen Radfahrer werden!“

Da kloane Bua.



A Häusla in da Stoapfatz drunt,
Der hot an kloanen Buahn,
Der Keel is dick und kuzelrund
Und kriagt do' nig als Ruahn
Und Mehlschmarnn zwoamal in da Wochn,
Sunst habn dee arma Leut nig z'Lochn.
Nur Sunnta kimmt a Fleisch in Topf,
Kartoffelknödl drauf,
Da g'frent si halt da kloani Troopf
Scho' d' ganze Wochn drauf,
Und Kirta-Sunnta do geit's zua,

Da geit's a Ganserl, bratn;
Sei Stück kriagt aa da kloane Bua,
Net z'viel, dees kimmt eam schadn.
Und wira dees vorschlunga hot,
Da heant da Bua, da kloani.
„Geh, Hans!“, sagt dee Maam, „sei fried.
Weswegu thuast denn so woana?“
„Sichst, Muatta,“ schluchzt da kloane Hans,
„Dees thuat mi so vadriefn,
Daß wegn dem kloana Stüchl Gans
Dee Gans hot sterbn müassn.“